

Souad Mekhennet

Nur wenn du allein kommst

**Eine Reporterin
hinter den Fronten des Jihad**

Aus dem Englischen von Sky Nonhoff

– Unkorrigierte Leseprobe –

C. H. Beck

**Pressesperrfrist für Rezensionen:
19. September 2017**

Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf der Sperrfrist
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
«I Was Told To Come Alone: My Journey Behind the Lines of Jihad»,
erschienen im Juni 2017 bei Henry Holt and Company, New York.
Copyright © 2017 by Souad Mekhennet. All rights reserved.

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978 3 406 71167 1
Werbemittel-Nummer: 257435

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Souad Mekhennet in Pakistan, © Željko Peهار

www.chbeck.de

«Eine herausragende Journalistin nimmt mich mit auf ihren eigenen, gefährlichen, schwierigen Weg zu den Quellen des Weltkonflikts, der unsere Zeit zu beherrschen scheint: der Glaubenskrieg des 21. Jahrhunderts.



© Benni Kilb

Ihr großartiges Buch hat mich nicht nur Fakten gelehrt, sondern das, was uns offenbar mehr als alles andere fehlt: Verständnis.» *Claus Kleber*

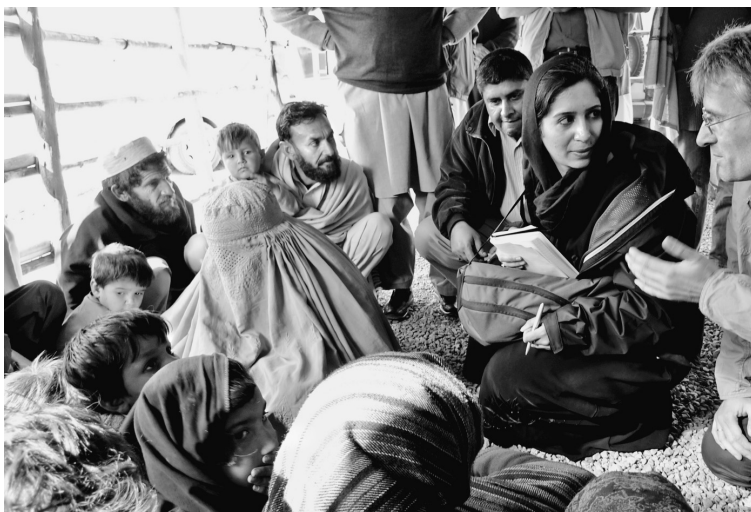
Souad Mekhennet, geboren 1978 in Frankfurt, hat ihr Leben lang zwischen den Welten gelebt. Die Tochter einer türkischen Mutter und eines marokkanischen Vaters ist teils bei ihren Eltern in Deutschland, teils bei ihrer Großmutter in Marokko aufgewachsen. Nach dem Besuch der Henri-Nannen-Schule für Journalismus in Hamburg und dem Studium der Politologie in Frankfurt lenkte der 11. September 2001 schlagartig ihr Interesse auf den islamistischen Terror. Sie recherchierte die Hintergründe und das Umfeld der Hamburger Terrorzelle und berichtete darüber in großen deutschen und amerikanischen Zeitungen. Kurz darauf deckte sie die Entführung und Folterung des Deutsch-Libanesen Khaled al-Masri durch die CIA und mit deutscher Rückendeckung auf und sorgte damit für Skandale in den USA und Deutschland.

Seitdem verfügt sie über ungewöhnliche Verbindungen zu den Most Wanted des Jihad. Sie sprach mit Taliban-Führern in

Afghanistan und mit IS-Offizieren in Syrien. Es gelang ihr, den Anführer von Al-Qaida im Maghreb zu interviewen, obwohl ihr CIA-Agenten auf den Fersen waren, die den Al-Qaida-Chef suchten und dabei das Leben der Journalistin aufs Spiel setzten. Mit einzigartigem investigativem Talent enttarnte sie den berühmten IS-Henker «Jihadi John» und wusste nach den Pariser Anschlägen schon vor der Polizei, wer der in Saint Denis erschossene Attentäter war.

In ihrem bewegenden, höchst spannenden Buch berichtet Souad Mekhennet von ihrem Leben zwischen den Welten und ihren teils lebensgefährlichen Recherchen. Ihre meisterhaften Nahaufnahmen lassen uns die Kämpfe und Wünsche der islamischen Welt besser verstehen und führen uns heilsam vor Augen, dass sich der Clash zwischen Islam und Westen in Wirklichkeit nur in den Köpfen abspielt.

Heute arbeitet die Journalistin und Politikwissenschaftlerin für das Investigativteam der Washington Post. Zuvor hat sie für



Souad Mekhennet in Pakistan, © Željko Pehar



Souad Mekhennet im Irak

die ARD aus Marokko berichtet und für große amerikanische und deutsche Zeitungen geschrieben, u.a. *New York Times*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Frankfurter Rundschau*, *Stern* und *ZEIT*. Als Fellow an der School of Advanced International Studies (SAIS) in Washington und als Nieman Fellow an der Harvard University hat sie sich wissenschaftlich mit dem Jihadismus beschäftigt. Sie ist Mitautorin von *Die Kinder des Dschihad* (2008) und *Islam* (2008). 2012 wurde sie gemeinsam mit Elmar Theveßen für die Dokumentation 9/11 mit dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet und vom World Economic Forum zum «Young Global Leader 2014» ernannt. Bei C.H.Beck erschien von ihr zuletzt *Dr. Tod. Die Jagd nach dem meistgesuchten NS-Verbrecher* (mit Nicholas Kulish, 2015).

Stimmen zum Buch

«***Nur wenn du allein kommst*** liest sich wie ein Thriller, in dem uns Souad Mekhennet ins Herz der islamischen Welt führt.»

Jessica Stern, Terrorismus Expertin an der Boston-University und für die Hoover Institution



Souad Mekhennet in der ARD-Talksendung «Günther Jauch», 11. Januar 2015,

© picture alliance / ZB

«Mehr als eine großartige Erzählung: ... eine Geschichte für unsere Zeit, ein erhellender Blick auf die Wurzeln des Islamismus von einer begnadeten, ungewöhnlich kühnen Journalistin.»

Joby Warrick, Pulitzer-Preisträger

«Souad Mekhennet hat ein faszinierendes Memoir geschrieben, das auf zwei Ebenen funktioniert: Auf der einen ist sie die Tochter muslimischer Immigranten in Deutschland, die nach Brücken zwischen beiden Welten sucht. Auf der zweiten Ebene ist sie eine unerschrockene Journalistin, die einige der gefährlichsten und wichtigsten Storys der letzten Jahre recherchiert und einen beispiellosen Zugang zu führenden Jihadisten bekommt. Beide Ebenen zusammen machen ihr Buch unwiderstehlich.»

Peter Bergen, Journalist und CNN-Terrorismus-Experte

«Wenn doch nur jeder Journalist mit Souad Mekhennets Kulturen überspannender Perspektive und ihren Verbindungen **ein so scharfsinniges Buch** schreiben würde! Es wird Sie nicht mehr loslassen.»

Azadeh Moaveni, iranisch-amerikanische Journalistin und Autorin

«Ein mutiges, einfühlsames, äußerst kenntnisreiches Buch über den gegenwärtigen militanten Islam. Von einer Reporterin, die wiederholt bewiesen hat, dass sie eine der besten in diesem Geschäft ist, darf man nicht weniger erwarten.»

Jason Burke, Journalist und Buchautor

«**Ein erschütternder Bericht aus erster Hand** über die Motive der Jihadisten ... Beim ersten Prozess gegen die Attentäter vom 11. September traf Mekhennet einen New Yorker Feuerwehrmann, der die amerikanische Regierung und die Medien dafür verantwortlich machte, dass die Bürger keine Ahnung vom Hass auf den Westen hatten. Auf der Grundlage zahlreicher Interviews mit Mitgliedern jihadistischer Gruppen, Folteropfern, Angehörigen von Terroristen, Flüchtlingen und verzweifelte Menschen legt sie die Ursachen des Hasses frei und hilft so unserem Unwissen ab ... Ein Augen öffnendes Bild.»

Kirkus Review



Souad Mekhennet zu Gast bei Markus Lanz, 5. Mai 2015, © picture alliance / Geisler-Fotop (links), © picture alliance / BREUEL-BILD (rechts)

Der Übersetzer



© Pietro Germano

Sky Nonhoff, geboren 1962, hat unter anderem Romane und Erzählungen von Jonathan Coe, Panos Karnezis, Gay Talese, Nam Le und Dennis Lehane ins Deutsche übersetzt. Der Übersetzer, Kulturjournalist und Autor («Die dunklen Säle», «Don't Believe the Hype») ist außerdem Kolumnist und Musikexperte bei MDR Kultur.

Souad Mekhennet

Nur wenn du allein kommst

Inhalt

Prolog: Verabredung mit ISIS

Türkei, 2014

1. Fremde in einem fremden Land

Deutschland und Marokko, 1978 – 1993

2. Die Hamburger Zelle

Deutschland, 1994 – 2003

3. Ein Land mit geteilter Seele

Irak, 2003 – 2004

4. Ein Anruf von Khaled al-Masri

Deutschland und Algerien, 2004 – 2006

5. Selbst wenn ich heute sterben sollte

Libanon, 2007

6. Der Wert eines Lebens

Algerien, 2008

7. Waffen und Rosen

Pakistan, 2009

8. Mukhabarat

Ägypten, 2011

9. Das ist kein Arabischer Frühling

Deutschland und Tunesien, 2011

10. Bedrohungen

Bahrain, Iran und Deutschland, 2011 – 2013

11. Nachwuchs für das Kalifat

Deutschland, 2013

12. Bräute für das Kalifat

Deutschland und Frankreich, 2014 – 2015

**13. Auf der Suche nach einem islamistischen Beatle
oder Wie ich Jihadi John fand**

England, 2014 – 2015

14. Die Radikalisierten

Österreich, Frankreich und Belgien, 2015 – 2016

Epilog: Der tiefste Schnitt

Deutschland und Marokko, 2016

Dank

Anmerkungen

Register

Prolog

Verabredung mit ISIS

Türkei, 2014

Ich sollte allein kommen. Ohne Ausweispapiere oder sonstige Dokumente; Handy, Aufnahmegerät, Uhr und Handtasche sollte ich in meinem Hotel in Antakya lassen. Erlaubt waren lediglich ein Notizbuch und ein Kugelschreiber.

Im Gegenzug verlangte ich, mit jemandem zu sprechen, der etwas zu sagen hatte und mich über die Langzeitstrategie des Islamischen Staats im Irak und in Syrien, kurz ISIS, aufklären konnte. Es war im Sommer 2014, drei Wochen, bevor die Miliz weltweit bekannt wurde durch die Veröffentlichung eines Videos, das die Enthauptung des amerikanischen Journalisten James Foley zeigte. Doch bereits zu diesem Zeitpunkt vermutete ich, dass der IS eine zentrale Rolle im weltweiten Dschihad spielen würde. Ich hatte für die *New York Times*, diverse große deutsche Zeitungen und die *Washington Post* über militante Islamisten in Europa und dem Nahen Osten berichtet und mitverfolgt, wie sich die Gruppe nach den Anschlägen vom 11. September, zwei von den USA geführten Kriegen und dem sogenannten

Arabischen Frühling formiert hatte. Im Lauf der Jahre hatte ich mit verschiedensten künftigen IS-Mitgliedern gesprochen.

Ich sagte meinen Kontakten, dass ich mir keine Fragen verbieten lassen und ihnen auch den fertigen Artikel nicht zur Freigabe vorlegen würde. Außerdem wollte ich eine Garantie, dass man mich nicht entführen würde. Und da mir eingeschärft worden war, niemanden von der *Washington Post* mitzubringen, bat ich, meinen Vertrauensmann mitnehmen zu dürfen – den Kontakt, der das Interview arrangiert hatte.

«Ich bin nicht verheiratet», sagte ich den IS-Anführern. «Ich kann nicht mit euch allein sein.»

Als muslimische, in Deutschland geborene und aufgewachsene Frau marokkanisch-türkischer Abstammung bin ich ein Sonderfall unter den Journalisten, die sich mit dem globalen Dschihad beschäftigen. Seit ich als Studentin meine ersten Artikel über die Selbstmordattentäter des 11. September schrieb, hat meine Herkunft es mir ermöglicht, mit Chefstrategen des Dschihad in Verbindung zu treten – wie eben dem Mann, den ich an jenem Julitag in der Türkei treffen sollte.

Mir war bekannt, dass der IS Journalisten als Geiseln nahm. Nicht bekannt war mir, dass der Kommandeur, der mich erwartete, für die Geiselnahmen zuständig war, zudem Vorgesetzter des Killers mit dem britischen Akzent, der immer wieder in den Enthauptungsvideos des IS auftauchte und als «Jihadi John» weltweit berüchtigt werden sollte. Später erfuhr ich, dass besagter Kommandeur – Abu Yusaf – maßgeblich bei den Folterungen der Geiseln mitwirkte, einschließlich Waterboarding.

Ein Treffen am Tag an einem öffentlichen Ort war mir verwehrt worden. Stattdessen sollte es nun nachts stattfinden, unter vier Augen. Ein paar Stunden vorher zogen meine Kontakte den Zeitpunkt vor, auf 23:30 Uhr. Keine sonderlich beruhigende Entwicklung. Ein Jahr zuvor hatten mich Beamte des Verfassungs-

schutzes in meiner Frankfurter Wohnung aufgesucht: Offenbar planten radikale Islamisten, mich mit der Zusage eines Exklusiv-Interviews in den Nahen Osten zu locken, dort zu entführen und anschließend mit einem Kämpfer zu verheiraten. Während ich mich an diese Warnung erinnerte, fragte ich mich, ob ich verrückt geworden war. Doch trotz meiner Angst knickte ich nicht ein. Wenn alles glatt lief, würde ich die erste westliche Journalistin sein, die einen hochrangigen IS-Kommandeur interviewte und mit heiler Haut davonkam.

Es war ein heißer Tag gegen Ende des Ramadans; ich saß in Jeans und T-Shirt in meinem Hotel und bereitete meine Fragen vor. Bevor ich aufbrach, zog ich eine schwarze Abaya an, ein traditionelles islamisches Überkleid, das außer Gesicht, Händen und Füßen den gesamten Körper bedeckt. Einer von Abu Musab al-Zarqawis Gefolgsleuten hatte es ein paar Jahre zuvor für mich ausgesucht, als ich die Heimatstadt des mittlerweile verstorbenen Al-Qaida-Anführers besucht hatte. Zarqawis Gefolgsmann hatte sogar noch damit angegeben, die mit rosa Stickereien versehene Abaya sei ein besonders schönes Exemplar und der Stoff so fein, dass man sie auch bei heißem Wetter problemlos tragen könne. Seither ist sie für mich zu einer Art Glücksbringer geworden. Ich trage sie immer bei heiklen Missionen.

Das Treffen mit Abu Yusaf sollte an der türkisch-syrischen Grenze stattfinden, unweit des Grenzübergangs bei Reyhanli. Ich kannte die Gegend gut: Meine Mutter war in der Nähe aufgewachsen und ich als Kind oft dort gewesen.

Ich verabschiedete mich von meinem Reporterkollegen Anthony Faiola, hinterließ ihm ein paar Telefonnummern, unter denen er meine Familie erreichen konnte, falls etwas schiefging. Um 22:15 Uhr holte mich der Mann, der den Kontakt hergestellt hatte, vom Hotel ab; ich werde ihn hier Akram nennen. Nach etwa fünfundvierzig Minuten Fahrt bogen wir auf den Parkplatz

eines Hotelrestaurants nahe der Grenze ab und warteten. Kurz darauf tauchten zwei Autos aus der Dunkelheit auf. Der Fahrer des ersten Wagens, eines weißen Honda, stieg aus. Akram setzte sich hinters Steuer, und ich nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Ich wandte mich zu meinem Interviewpartner, der auf dem Rücksitz saß. Ich schätzte Abu Yusaf auf etwa siebenundzwanzig, achtundzwanzig; er trug eine weiße Baseballkappe und eine dunkle Brille, die seine Augen verbarg. Er war groß und gut gebaut, hatte einen kurzen Bart und schulterlange Locken. Mit seinem Polohemd und der khakifarbenen Cargo-Hose wäre er auf europäischen Straßen nicht weiter aufgefallen.

Neben ihm lagen drei Nokia- oder Samsung-Handys, alles ältere Modelle. Er erklärte, aus Sicherheitsgründen würde kein Kämpfer in seiner Position ein iPhone benutzen; sie ließen sich zu leicht orten. Er trug eine Digitaluhr, wie ich sie häufig an den Handgelenken amerikanischer Soldaten im Irak und in Afghanistan gesehen hatte. Seine rechte Hosentasche war ausgebeult; offensichtlich war er bewaffnet. Ich fragte mich, was passieren würde, wenn uns die türkische Polizei anhielt.

Akram startete den Motor, und wir fuhren durch das nächtliche Grenzgebiet, kamen durch ein paar kleine Dörfer. Das Geräusch des Fahrtwinds drang an meine Ohren. Ich versuchte mir zu merken, wo wir langfuhren, doch mein Gespräch mit Abu Yusaf lenkte mich immer wieder ab.

Er sprach ruhig und leise, versuchte zu verbergen, dass er marokkanischer Herkunft war; zudem wollte er offenbar keinen Anhaltspunkt liefern, wo genau in Europa er gelebt hatte. Doch seine Gesichtszüge waren unverkennbar nordafrikanisch, und als ich vom klassischen Arabisch ins marokkanische Arabisch wechselte, verstand er auf Anhieb und beendete sein Versteckspiel. Es stellte sich heraus, dass er zwar in Marokko geboren, aber als Teenager nach Holland gekommen war. «Wenn Sie wis-

sen wollen, ob ich auch Französisch spreche, brauchen Sie's nur zu sagen.» Er lächelte. Holländisch sprach er auch. Später fand ich heraus, dass er ein Ingenieurstudium absolviert hatte.

Während der Fahrt schilderte er mir seine Vision: Der IS würde die Muslime von Palästina bis Marokko und Spanien befreien und den Islam schließlich über die ganze Welt verbreiten. Jeder, der Widerstand leistete, würde dafür mit dem Leben bezahlen. «Wenn die Vereinigten Staaten Blumen regnen lassen, werden wir ebenfalls Blumen regnen lassen», sagte Abu Yusaf. «Aber wenn sie Feuer regnen lassen, zahlen wir es ihnen ebenso mit gleicher Münze heim, auch auf ihrem eigenen Terrain. Und das gilt genauso für jedes andere westliche Land.»

Er erklärte mir, der IS verfüge sowohl über die nötigen finanziellen Mittel als auch das erforderliche Know-how. Tatsächlich hatte sich die Terrorvereinigung bereits still und heimlich etabliert, ehe die Weltöffentlichkeit auf sie aufmerksam geworden war. Zu ihren Mitgliedern gehörten gebildete Leute aus westlichen Ländern, erstklassig ausgebildete Elitesoldaten aus Saddam Husseins Republikanischer Garde und ehemalige Al-Qaida-Kämpfer. «Glauben Sie ernstlich, uns würden sich nur Schwachköpfe anschließen?», fragte er. «Von wegen. In unseren Reihen stehen Brüder aus England mit Uni-Abschlüssen, Brüder mit pakistanischen, somalischen, jemenitischen, ja sogar kuwaitischen Wurzeln.» Später begriff ich, dass er von den Wachen sprach, die mehrere IS-Geiseln als die «Beatles» bezeichnet hatten: Jihadi John und drei andere mit englischem Akzent.

Ich fragte, was ihn dazu bewogen hatte, sich der Organisation anzuschließen. Abu Yusaf erwiderte, er hätte die Nase voll gehabt von der Heuchelei westlicher Politiker, die immer nur von Menschenrechten und Religionsfreiheit faselten, muslimische Bürger aber wie Menschen zweiter Klasse behandelten. «Sehen Sie sich doch an, wie wir in Europa behandelt worden sind», sagte er.

«Ich wollte dazugehören, Teil der Gesellschaft sein, in der ich aufgewachsen bin, aber ich hatte immer das Gefühl: Du bist nur ein Muslim, nur ein Marokkaner, die werden dich nie akzeptieren.»

Die US-Invasion im Irak sei ungerechtfertigt gewesen, sagte er: Es habe keine Massenvernichtungswaffen gegeben, im Abu-Ghraib-Gefängnis seien Irakis gefoltert und die Amerikaner nicht dafür zur Rechenschaft gezogen worden. «Und dann zeigen sie auch noch mit dem Finger auf uns und beschimpfen uns als Barbaren.»

«Sie behaupten, Sie wollen nicht, dass Unschuldige zu Schaden kommen», sagte ich. «Und weshalb entführen und töten Sie dann selbst Unschuldige?»

Er schwieg ein paar Sekunden lang. «Jedes Volk hat die Chance, sich zu befreien», gab er dann zurück. «Wenn sie es nicht tun wollen, ist das ihr Problem. Nicht wir haben sie angegriffen – sie haben uns angegriffen.»

«Was erwarten Sie, wenn Sie Menschen als Geisel nehmen?», fragte ich.

Er begann, von seinem marokkanischen Großvater zu erzählen, der gegen die französischen Kolonialherren gekämpft hatte, zog eine Parallele vom einen Dschihad zum anderen. «Die Amerikaner wollten den Irak zu ihrer Kolonie machen», sagte er. «Und jetzt führen wir den Heiligen Krieg, um die muslimische Welt zu befreien.»

Mein eigener Großvater aber hatte ebenfalls in Marokko für die Freiheit gekämpft. Als ich ein kleines Mädchen gewesen war, hatte er mir oft von jenem «Dschihad» erzählt, davon, wie die Muslime und ihre «jüdischen Brüder» alles darangesetzt hatten, die Franzosen aus dem Land ihrer Väter zu vertreiben. «Aber Frauen und Kinder haben wir nicht getötet, auch keine Zivilisten», hatte mein Großvater gesagt. «Im Dschihad ist das verbo-

ten.» Sein Krieg war nichts im Vergleich zu den Gräueltaten, die der IS verübte.

«Aber er hat in seinem Heimatland gekämpft», wandte ich ein. «Das hier ist nicht Ihr Land.»

«Das hier ist das Land aller Muslime.»

«Ich bin in Europa aufgewachsen, habe dort studiert», sagte ich. «Genau wie Sie.»

«Und wieso glauben Sie dann immer noch, das europäische System wäre fair und gerecht?»

«Was ist die Alternative?»

«Die Alternative ist das Kalifat.»

Unsere Debatte war hitzig geworden, persönlich. Es schien so viele Parallelen zwischen seiner und meiner Vorgeschichte zu geben. Und doch hatten wir komplett andere Wege eingeschlagen – wobei der meinige in seinem Weltbild eindeutig nicht der war, den eine Muslimin einschlagen sollte.

«Warum tun Sie sich das an?», fragte er. «Glauben Sie ernstlich, der Westen würde uns respektieren? Uns Muslimen die gleichen Rechte einräumen? Es gibt nur einen richtigen Weg – unseren Weg.» Wobei er mit «uns» den so genannten Islamischen Staat meinte.

«Ich habe Ihre Sachen gelesen», sagte er. «Sie haben den Kopf von Al-Qaida im Maghreb interviewt. Warum sind Sie nur Zeitungsreporterin? Warum haben Sie keine eigene Sendung im deutschen Fernsehen? Warum sitzen Sie nicht längst in der Chefetage, bei all den Auszeichnungen, die Sie gewonnen haben?»

Mir war durchaus bewusst, wovon er sprach. Um in meinem Heimatland als Muslimin mit Migrationshintergrund, selbst als Kind von Einwanderern beruflich aufzusteigen, muss man sich anpassen und Europas Fortschrittlichkeit preisen. Wer die Regierung allzu deutlich kritisiert oder, sagen wir, unbequeme Fragen

zu Außenpolitik oder Islamophobie stellt, muss mit heftigem Gegenwind rechnen.

Das Kalifat war definitiv keine Lösung. Dennoch konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, dass die westlichen Gesellschaften kaum Fortschritte dabei gemacht hatten, die Radikalisierung junger muslimischer Männer zu verhindern. Mehr geheimdienstliche Aktivitäten, mehr Restriktionen sind nicht die Lösung, ebenso wenig wie globale Überwachungsnetzwerke, mit denen die Freiheit unschuldiger Bürger ebenso eingeschränkt wird wie die von Verdächtigen. Abu Yusaf gehörte zu einer Generation junger Muslime, die durch den amerikanischen Einmarsch im Irak radikalisiert worden waren, ähnlich wie sich die vorhergehende Generation nach der sowjetischen Invasion in Afghanistan im Jahr 1979 radikalisiert hatte. Ein wenig erinnerte er mich an meinen jüngeren Bruder, und ich fühlte mich plötzlich verantwortlich für ihn. Aber es war zu spät; ich konnte nichts mehr ungeschehen machen.

«Mag sein, dass wir diskriminiert werden und die Welt ungerecht ist», sagte ich. «Aber Ihr Kampf ist nicht der Dschihad. Hätten Sie in Europa Karriere gemacht, das wäre der wahre Dschihad gewesen. Wenn auch ein bisschen mühevoller. Sie haben es sich ziemlich einfach gemacht.»

Ein paar Sekunden lang herrschte Schweigen.

Abu Yusaf hatte darauf bestanden, mich nach Antakya zurückzubringen, statt mich an unserem ursprünglichen Treffpunkt abzusetzen, und inzwischen befanden wir uns in der Nähe meines Hotels. Ich bedankte mich und stieg aus dem Wagen. Selbst um diese Uhrzeit waren die Cafés und Imbisse voll mit Leuten, die vor Sonnenaufgang aßen, wie es im Ramadan üblich ist, wenn Muslime tagsüber fasten. Ich war froh, das Interview bekommen zu haben, aber gleichzeitig beschlich mich ein Gefühl tiefen Unbehagens. «Egal ob die USA, Frankreich, England

oder irgendein arabisches Land», hatte er gesagt. «Wer auch immer uns angreift, dem werden wir es doppelt und dreifach heimzahlen, auf seinem eigenen Territorium.»

Wir verlieren einen nach dem anderen, dachte ich. Aus diesem Typen hätte etwas ganz anderes werden können. Er hätte ein ganz anderes Leben führen können.

1. Fremde in einem fremden Land

Deutschland und Marokko, 1978 – 1993

Ich kam mit dichten schwarzen Locken und großen braunen Augen zur Welt. Meine Eltern waren mehr oder weniger die einzigen Einwanderer in unserem Frankfurter Viertel, und ich wurde zu so etwas wie einem lokalen Kuriosum. Ich hatte ein besonders ausdrucksvolles Gesicht, zog die Blicke aber auch deshalb auf mich, weil ich ganz und gar nicht deutsch aussah. Im Park ließen Eltern ihre Kinder stehen, um mich anzugaffen. Unweit der Klettenbergstraße, wo sich unsere Wohnung befand, waren viele amerikanische Soldaten mit ihren Familien stationiert und grüßten uns freundlich, wenn wir ihnen begegneten.

«Du sahst ganz anders aus als die anderen Kinder», erzählte mir später Antje Ehrt, die im Lauf der Jahre zu einer Art Patenante für mich geworden war. «Wie kritisch du dreingeblickt hast, wenn du wegen irgendetwas sauer warst. Richtig böse, und wie. Alle haben sich in dich verliebt – du warst so lustig und hübsch, unglaublich süß.»

Ich wurde im Frühling 1978 geboren, am Vorabend einer Periode dramatischer Veränderungen in der muslimischen Welt. In den Monaten nach meiner Geburt kam es im Iran, in Saudi-Arabien und Afghanistan zu einer Reihe von Ereignissen, die die

muslimische Welt erschütterten und jahrzehntelange Wirren nach sich zogen – Umstürze, Invasionen und Kriege.

Im Januar 1979 dankte der Schah von Persien ab und floh mit seiner Familie. Am 1. Februar kehrte Ayatollah Khomeini aus dem Exil zurück, rief die Islamische Republik Iran aus und wandte sich gegen seine ehemaligen Verbündeten, Intellektuelle und Liberale. Er initiierte eine Rückkehr zu konservativen religiösen und gesellschaftlichen Werten, beschränkte die Frauenrechte und setzte islamische Bekleidungsvorschriften durch. Am 4. November besetzten radikale Studenten die amerikanische Botschaft in Teheran und nahmen achtundsechzig Geiseln, von denen zweiundfünfzig über ein Jahr festgehalten wurden.

Sechzehn Tage später, am ersten Tag des islamischen Jahrs 1400, stürmte eine Gruppe schwer bewaffneter religiöser Extremisten die heiligsten Stätten des Islam, die Große Moschee in Mekka und die Kaaba, die sich im Innenhof des Gebäudes befindet. Scharfschützen erklommen die Minarette und feuerten auf Pilger und Polizisten – mit dem Ziel, die saudische Monarchie zu destabilisieren und ein radikalislamistisches Regime zu etablieren.

Die Besetzung der Großen Moschee dauerte zwei Wochen; geschätzt tausend Menschen kamen ums Leben, und die heiligen Stätten wurden massiv beschädigt, bevor es saudischen Truppen unter Mitwirkung einer französischen Antiterror-Einheit gelang, die letzten Aufständischen zur Aufgabe zu zwingen. Die Auswirkungen der Aktion waren auf der ganzen Welt zu spüren und sollten lange nachhallen. Osama bin Laden geißelte die Entweihung des heiligen Schreins durch saudische Truppen in Videobotschaften, beschuldigte das saudische Königshaus und pries die «wahren Muslime», die die heiligen Stätten verwüstet hatten. Ein paar Wochen später marschierten sowjetische Besatzungstruppen in Afghanistan ein, was neun Jahre Krieg zur Folge

hatte; bin Laden und andere muslimische Kämpfer schlossen sich dem afghanischen Widerstand an, legten den Grundstein für die Ära des globalen Dschihad.

Das Leben meiner Eltern war sehr viel weltlicher. Meine Mutter Aydanur stammte aus der Türkei, mein Vater Boujema war Marokkaner. Beide waren in den frühen Siebzigerjahren nach Westdeutschland gekommen – als Gastarbeiter, Teil einer Flut von Migranten aus Südeuropa, der Türkei und Nordafrika, die Arbeit suchten und sich ein besseres Leben aufbauen wollten. Zu jener Zeit hatte sich Deutschland noch nicht ganz von den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs erholt, war aber im Begriff, sich zu einer der führenden Industrienationen zu entwickeln. Das Land benötigte Arbeiter, junge, gesunde Menschen, die die Ärmel hochkrepeln konnten und sich nicht zu schade waren für die Jobs, die viele Deutsche nicht übernehmen wollten. Deutsche Firmen stellten Arbeitskräfte aus Griechenland, Italien, der Türkei, Jugoslawien, Spanien und Marokko ein. Unter ihnen: meine Eltern.

Meine Mutter war im Alter von neunzehn allein nach Westdeutschland gekommen, mit einem Zug voller Türken. In Hildesheim, unweit der ostdeutschen Grenze, verpackte sie Radios und Fernseher; sie wohnte in einem Haus mit lauter Migranten, teilte sich ein Zimmer mit drei anderen Frauen. Später zog sie nach Frankfurt, wo einer ihrer Brüder lebte. Sie hatte langes Haar, das sie aber nicht traditionell mit einem Kopftuch bedeckte, und sie trug gern Kleider, die ihre Beine zur Geltung brachten.

Meinen Vater lernte sie 1972 über einen älteren Marokkaner kennen, der die beiden zusammenbrachte, nachdem ihm meine Mutter in einem Café in einem Frankfurter Einkaufszentrum aufgefallen war, wo sie als Bedienung arbeitete. Zu jener Zeit verdiente mein Vater sein Geld als Koch in einem Restaurant na-

mens «Dippegucker», bekannt für internationale und regionale Spezialitäten wie die Frankfurter Grüne Sauce, die mit Kräutern und saurer Sahne zubereitet und mit gekochten Eiern und Pellkartoffeln serviert wird. All das war Neuland für meinen Vater, der sich als Marokkaner um einiges besser mit der französischen Küche auskannte. Doch er hatte lange davon geträumt, nach Europa zu kommen, und seit seiner Ankunft in Deutschland ein Jahr zuvor hatte er sich schwer ins Zeug gelegt und galt als fleißiger, zuverlässiger Mitarbeiter.

Meine Mutter mochte ihn auf Anhieb. Trotzdem war sie skeptisch; bei Marokkanern solle man lieber Vorsicht walten lassen, sie würden zwar gut aussehen, aber nur die Algerier wären noch größere Hallodris, sagten ihre Freundinnen. Aus Neugier schaute sie im «Dippegucker» vorbei und stellte zu ihrer Überraschung fest, dass er dort tatsächlich als Koch tätig war, nicht bloß als Spüler, wie sie angenommen hatte. Er war groß und muskulös, hatte kräftige dunkle Locken und sah in seiner blütenweißen Montur mit einer Kochmütze ziemlich beeindruckend aus. Zudem fiel ihr auf, dass er sich auch anderen Leuten gegenüber außerordentlich freundlich und zuvorkommend verhielt. Ihr gegenüber sowieso; er lud sie auf einen Kaffee ein und fragte, wann sie sich wiedersehen würden. Und als sie am nächsten Tag von der Arbeit nach Hause kam, wartete er mit einem Blumenstrauß und Pralinen auf sie.

«Wenn du glaubst, du kannst mit mir nach oben kommen, hast du dich getäuscht», sagte sie. Aber dann lud sie ihn trotzdem ein, und sie tranken noch ein paar Tassen Kaffee zusammen.

Ihre Gefühle füreinander vertieften sich schnell, und ein paar Wochen später ließen sie sich im Frankfurter Rathaus standesamtlich trauen. Trauzeugen meines Vaters war sein Chef, Trauzeugin meiner Mutter ihre japanische Mitbewohnerin.

Bald darauf war meine Mutter schwanger. Doch das Leben

veränderte sich drastisch für Muslime und Araber in Westdeutschland, als eine Gruppe von acht palästinensischen Terroristen während der Olympischen Spiele 1972 in das Quartier des israelischen Olympia-Teams eindrang, einen Trainer und einen Gewichtheber tötete und neun andere Sportler als Geiseln nahm. Die Extremisten waren Mitglieder einer Terrororganisation, die sich *Schwarzer September* nannte. Sie verlangten die Freilassung von zweihundert arabischen Gefangenen, die in israelischen Gefängnissen einsaßen, sowie freies Geleit für sich selbst; andernfalls würden sie die Geiseln erschießen. Israel lehnte es ab, sich erpressen zu lassen. Die Deutschen hingegen erklärten sich bereit, die Terroristen und ihre Geiseln nach Tunesien auszufliegen. Eine Finte: Am Flughafen eröffneten deutsche Scharfschützen das Feuer auf die Palästinenser. Aber die Terroristen waren gut ausgebildet; sie erschossen die Geiseln, und der Sturm auf das deutsche Flugzeug endete in einem Desaster: Alle Geiseln, fünf der Geiselnehmer und ein deutscher Polizeiobermeister kamen ums Leben.

Jahre später stellte sich heraus, dass hinter dem *Schwarzen September* die Fatah steckte, eine von Jassir Arafat gegründete Guerilla-Organisation der PLO. Direkt nach dem Münchner Terroranschlag jedoch standen Muslime und Araber unter kollektivem Verdacht. Meine Eltern spürten den allgemeinen Argwohn, insbesondere mein Vater, der häufig von der Polizei angehalten wurde und seine Papiere vorzeigen musste. Die Wohnungen arabischer Studenten wurden durchsucht, weil die Polizei sie verdächtigte, militante Zellen zu unterstützen oder ihren Mitgliedern Unterschlupf zu gewähren. «Manche Leute forderten sogar ‹Araber raus!›», erzählte mir mein Großvater später. Er stieß sich allerdings nicht daran, weil etwas Schlimmes passiert war und die Deutschen herauszufinden versuchten, wer hinter dem Anschlag steckte. Er verstand ihren Argwohn.

Die Lage blieb angespannt, denn in den Siebzigerjahren waren Terroranschläge in der Bundesrepublik Deutschland quasi an der Tagesordnung. Gruppierungen wie der *Schwarze September* oder die aus der Baader-Meinhof-Bande hervorgegangene Rote Armee Fraktion waren getrieben von ihrem Hass auf Israel und den «Imperialismus des Westens», doch ideologisch waren sie links und nicht religiös motiviert. Zur Baader-Meinhof-Bande gehörten auch Söhne und Töchter deutscher Intellektueller, die hochrangige Politiker und Wirtschaftsbosse als Faschisten betrachteten und sie bezichtigten, Nazis zu sein. Aber während die Baader-Meinhof-Bande sich auf Banküberfälle und Bombenanschläge spezialisierte, verlegte sich die Rote Armee Fraktion auf Flugzeugentführungen, Kidnappings und Mordanschläge. Beide Gruppen hatten Verbindungen in den Nahen Osten. Ende der Sechziger reisten Mitglieder der Baader-Meinhof-Bande in den Libanon, wo sie sich in einem palästinensischen Ausbildungslager im Bombenbau und in anderen Guerillatechniken schulen ließen, und einige RAF-Angehörige arbeiteten bei verschiedenen Aktionen mit der PLO zusammen. Die RAF entführte westdeutsche Politiker und Industriebosse, darunter Hanns-Martin Schleyer, einen einflussreichen Wirtschaftsfunktionär und ehemaligen SS-Untersturmführer; er wurde im Oktober 1977 von seinen Entführern ermordet.

1973 wurde meine älteste Schwester Fatma geboten, ein Jahr später meine Schwester Hannan. 1977 erfuhr meine Mutter, dass sie zum dritten Mal schwanger war. Die Ärzte rieten ihr zu einem Abbruch, da sie fürchteten, dass ich mit einem Geburtsfehler zur Welt kommen würde, möglicherweise ohne Arme oder Hände. Meine Mutter war zutiefst beunruhigt.

«Alles liegt in Gottes Hand», sagte mein Vater. «Lass uns das Kind bekommen. Wir kriegen das schon hin, was immer auch geschieht.»

Damals kam es in Krankenhäusern nicht selten vor, dass türkische Männer ein Riesentheater veranstalteten, wenn ihre Frauen Mädchen zur Welt brachten. Sie wollten Söhne.

Als ich geboren wurde, sah der Arzt meine Mutter entschuldigend an. «Tut mir leid», sagte er. «Es ist ein Mädchen.»

«Geht es ihr gut?», fragte meine Mutter. «Hat sie Arme und Beine?»

«Es geht ihr nicht nur gut», antwortete der Arzt. «Sie hat mich gerade angepinkelt.»

Weil ich entgegen aller ärztlichen Prognosen gesund und munter war, nannten meine Eltern mich «Souad», was Arabisch ist und so viel wie «Glückskind» bedeutet. Und in vielerlei Hinsicht war ich ein sehr glückliches Kind. Die Klettenbergstraße, in der wir damals wohnten, ist eine der schönsten Straßen Frankfurts. Der Chef meines Vaters, dem auch das Restaurant gehörte, in dem er arbeitete, wohnte in der Klettenbergstraße 8 und vermittelte uns eine Wohnung im selben Haus, im obersten Stock, gleich unter dem Dach. In dem schon recht alten Gebäude gab es sechs Wohnungen; unsere Nachbarn waren hauptsächlich Banker, Manager oder Geschäftsleute. In der anderen Wohnung auf unserer Etage lebte eine Stewardess der Lufthansa. Wir waren die einzige Gastarbeiterfamilie.

Die Gegend war schön, unsere Wohnung nicht. Bei Regentropfen es manchmal so stark durch die Decke, dass meine Mutter Eimer aufstellen musste. Meine Eltern arbeiteten beide, und nicht nur, um uns zu versorgen. Sie fühlten sich verantwortlich für ihre Familien und schickten jeden Monat Geld nach Marokko und in die Türkei. Meine beiden Schwestern kamen tagsüber zu einer deutschen Babysitterin. Und auf mich passte die jüngere Schwester meiner Mutter auf, die nach Deutschland gekommen war, um ihre Brüder zu besuchen.

Als ich acht Wochen alt war, erfuhren meine Eltern, dass der

Vater meiner Mutter schwer krank war. Einen Flug konnten sie sich so kurzfristig nicht leisten; die Reise mit dem Bus war günstiger, nahm aber vier Tage in Anspruch. Und meine Eltern befürchteten, die Reise würde zu viel für mich sein.

Antje Ehart und ihr Mann Robert, die in unserem Haus lebten, boten an, während der vierwöchigen Abwesenheit meiner Eltern auf mich aufzupassen. Meine Eltern nahmen an, bestanden aber darauf, für die Kosten aufzukommen. Doch ihre Rückkehr verzögerte sich, weil sich der Gesundheitszustand meines Großvaters verschlechterte und sie beschlossen hatten, länger zu bleiben. Dort, wo sie waren, gab es kein Telefon. Die Ehrts begannen sich allmählich Sorgen zu machen: Wie sollten sie den Behörden erklären, wie dieses Baby in ihre Hände geraten war?

Nachdem meine Eltern zurückgekehrt waren, wurden die Ehrts zu so etwas wie Patentante und Patenonkel für mich. Sie hatten zwei eigene Kinder und waren aufgeschlossener und weltoffener als andere Leute in unserer Nachbarschaft. Sie ließen mich in meinem Babykörbchen im Schlafzimmer, wenn sie in der Küche aßen. Doch das gefiel mir gar nicht. Ich wollte dort sein, wo etwas los war. Und so brüllte ich mir die Lunge aus dem Leib, bis sie mich holten. Das Babykörbchen mit der kleinen «Madame» stellten sie dann auf die Arbeitsplatte, so dass ich bei ihnen sein konnte.

Im Erdgeschoss wohnte noch ein anderes Ehepaar, das mich prägen sollte. Ruth und Alfred Weiss waren Überlebende des Holocaust. Mein Vater holte manchmal beim Bäcker Brot für sie, und meine Mutter brachte ihnen Kekse oder Essen vorbei.

«Viele meiner Lehrer waren Juden», sagte mein Vater immer. «Und ich bin ihnen überaus dankbar für alles, was sie mir beigebracht haben.»

Als ich erst ein paar Monate alt war, beschloss die Schwester meiner Mutter – diejenige, die zwischendurch auf mich aufge-

passt hatte –, in die Türkei zurückzukehren, um sich um meinen Großvater zu kümmern. Meine Eltern überlegten, ob sie mich in die Obhut meiner marokkanischen Großmutter geben sollten, damit jemand rund um die Uhr für mich da war; außerdem würde ich so Arabisch lernen und im Sinne des Islam erzogen werden.

Es schien eine kluge Entscheidung. Weil ich noch gestillt wurde und meine Mutter nicht bei mir sein konnte, machte meine Großmutter in ihrer Nachbarschaft eine Berberfrau ausfindig, die mir als Amme diente. Meine Mutter war zu Tode betrübt – die ersten prägenden Erfahrungen meines Lebens würde ich ohne sie machen, in einem weit entfernten Land.

Meine Großmutter Ruqqaya war nach einer der Töchter des Propheten benannt worden. Sie und ihre Verwandten hießen mit Nachnamen Sadiqqi und waren Nachkommen von Moulay Ali Al-Cherif, einem marokkanischen Adligen, dessen Familie aus dem heutigen Saudi-Arabien stammte und dabei geholfen hatte, Marokko im 17. Jahrhundert zu vereinigen. Er gehörte zur Dynastie der noch heute über Marokko herrschenden Alawiden und war somit ein *Scherif* – ein Ehrentitel, der ausschließlich den Nachfahren von Mohammeds Enkel Hasan vorbehalten ist.

Meine Großmutter stammte aus einer vermögenden Familie aus der Provinz Tafilalt und war in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts in der Stadt Er-Rachidia aufgewachsen. Zu jener Zeit wurden Geburtstage nicht immer sorgfältig registriert, doch sie konnte sich daran erinnern, wie die Franzosen 1912 in Marokko einmarschiert waren. Ihre Familie besaß Land in der Region, und sie erzählte mir häufig von den Dattelpalmen dort, von den Kühen, Schafen, Ziegen und Pferden, die sie gehalten hatten. Wegen ihrer Verbindung zum Propheten galt ihre Familie als adlig, weshalb ihre Angehörigen und sie gelegentlich mit ihrem Ehrentitel angesprochen wurden – die Männer mit *moulay* und

sharif, die Frauen mit *sharifa* oder *lalla* –, wenngleich meine Großmutter nie Wert auf derartige Formalien legte.

Als junges Mädchen, mit gerade dreizehn oder vierzehn Jahren, wurde sie mit dem Sohn eines engen Freundes ihres Vaters verheiratet, einem gut situierten Jungen aus besten Verhältnissen, der nur wenige Jahre älter war als sie. Ein Jahr später schenkte sie einem kleinen Jungen das Leben. Im Lauf der nächsten Jahre brachte sie einen weiteren Sohn und eine Tochter zur Welt, doch ihr Mann wurde immer öfter gewalttätig, schlug sie und die Kinder, weshalb sie ihren Eltern erklärte, dass sie sich scheiden lassen wolle. Das wurde in der Familie zwar diskutiert, doch ihr Vater und ihr Schwiegervater waren freundschaftlich und geschäftlich zu eng verbandelt. Hab Geduld, wurde ihr geraten, manchmal geben sich solche Probleme auch wieder. Meine Großmutter aber spielte nicht mit. Sie ließ sich von ihrem Mann scheiden und nahm ihre drei Kinder mit.

Zu jener Zeit war das ein radikaler Schritt, und meine Großmutter wurde verstoßen. Sie war jung und auf sich allein gestellt, konnte weder lesen noch schreiben und hatte nie einen richtigen Beruf erlernt, schlicht weil es nicht nötig gewesen war. Sie flüchtete mit ihren Kindern nach Meknes, eine der vier Königsstädte Marokkos, und heiratete dort erneut. Sie sprach nie über ihren zweiten Ehemann, erwähnte lediglich, dass diese Ehe von nur sehr kurzer Dauer gewesen war: Er hatte sie verlassen, während sie ein weiteres Kind erwartet hatte, ein Mädchen namens Zahra. Nun war sie wieder allein, noch dazu mit Kindern von zwei verschiedenen Männern. Sie schwor sich, nie wieder zu heiraten, sondern sich Arbeit zu suchen und ihre Familie allein durchzubringen. Sie schlug sich als Krankenpflegerin und Hebamme durch und verkaufte selbst hergestellte Heilöle.

Meine Großmutter hatte ihren eigenen Kopf, nahm große Risiken auf sich, vergaß dabei aber nie ihre Wurzeln. Sie erzählte

mir, dass die Frauen des Propheten ihre wichtigsten Vorbilder gewesen waren. Seine erste Frau Chadidscha war eine erfolgreiche Geschäftsfrau; um einige Jahre älter als er, hatte sie Mohammed finanziell unterstützt und ihm nicht zuletzt den Rücken gestärkt, als sich sein eigenes Volk gegen ihn gewandt hatte. Sie wird von Sunniten und Schiiten als die Frau verehrt, die als Erste an Mohammeds religiöse Botschaft glaubte, als seine ergebenste und treueste Vertraute. Eine andere seiner Frauen, Aischa, war bekannt für ihre Intelligenz und ihre umfassende Kenntnis der *Sunna*, der Überlieferung der Worte und Taten Mohammeds, die von vielen Muslimen neben dem Koran als wichtigste theologische Quelle und verbindliches Regelwerk angesehen wird. Doch während Sunniten Aischa als Inspirationsquelle des Propheten verehren, wird sie von manchen Schiiten kritischer betrachtet. Sie unterstellen ihr, dem Propheten untreu gewesen zu sein, und machen geltend, ihr Aufbegehren gegen Mohammeds Schwiegersohn Ali sei eine unverzeihliche Sünde gewesen. «Lass dir bloß nicht einreden, dass die Frau im Islam unbedingt schwach sein muss», sagte meine Großmutter.

Den Mann, der mein Großvater werden sollte, lernte sie in Meknes kennen. Er hieß Abdelkader und stammte ebenfalls aus einer reichen Familie. Zu dem Zeitpunkt aber, als sie sich begegneten, hatten ihn Gefängnis und Folter körperlich gebrochen, und von seinem Vermögen war nichts mehr übrig.

Mein Großvater kam aus der Provinz Al Haouz unweit von Marrakesch. Dort war der Widerstand gegen die französischen Besatzer besonders stark ausgeprägt; in Al Haouz und anderen Teilen Marokkos kämpften Muslime und Juden Seite an Seite für die Unabhängigkeit. Mein Großvater, ein Stammesfürst und führender Kopf der regionalen Unabhängigkeitsbewegung, half dabei, Strategien zu entwickeln und die Widerstandskämpfer mit Waffen und Material zu beliefern. Sie nannten es einen Dschihad,

doch mein Großvater und seine Kameraden hatten strikte Regeln: Sie attackierten nur französische Soldaten und Folterer, die für die Franzosen arbeiteten – keine Frauen oder Zivilisten.

Ein Tages Ende der Vierzigerjahre wurde mein Großvater verhaftet; die Franzosen wollten Namen von ihm, wollten in Erfahrung bringen, wer in der Gegend sich dem Widerstand angeschlossen hatte. «Du wirst sogar noch mehr Land und Privilegien erhalten», sagte der Franzose, der ihn verhörte. «Wenn du nicht mit uns zusammenarbeitest, gehst du ins Gefängnis, und wir enteignen dich.»

Großvater ließ sich nicht einschüchtern. Selbst wenn ihm die Franzosen sein Land wegnahmen, so glaubte er, würde er es zurückbekommen, sobald Marokko die Unabhängigkeit erlangt hatte. Sie steckten ihn ins Gefängnis, schlugen ihn, zwangen ihn und andere Gefangene, stundenlang nackt in grotesken Stellungen auszuharren; sie urinierten auf sie, übergossen sie mit eiskaltem oder siedend heißem Wasser, manche wurden mit Flaschen vergewaltigt. Sie nahmen ihm seine Olivenhaine weg, seine Mandelbaum- und Orangenplantagen, seine Pferde. Ein Großteil seiner Besitztümer ging an Kollaborateure.

Er verbrachte mehrere Monate im Gefängnis. Nach seiner Entlassung durfte er nicht auf sein Gut zurückkehren; außer seinem Stolz und seiner Hoffnung war ihm nichts geblieben. Er ging nach Meknes und verdingte sich als Maurer; er verstand davon nichts, aber schließlich musste er überleben. Meknes entwickelte sich zu einem Handels- und Industriezentrum, und Häuser schossen wie Pilze aus dem Boden.

Der Mann, dem einst Pferde und viele Morgen Land gehört hatten, beschloss, sich in Sidi Masoud niederzulassen, einem Viertel, das an eine Barackenstadt erinnerte. In Sidi Masoud lebten Menschen, die aus den verschiedensten Regionen und aus den verschiedensten Gründen nach Meknes gekommen waren;

ihre notdürftigen Behausungen errichteten sie in aller Eile aus Holz, Blech und allen möglichen anderen billigen Materialien.

Eines Tages traf eine Frau aus adliger Familie mit ihren Kindern in Sidi Masoud ein. Einer von Abdelkaders Freunden, der von seiner Vergangenheit als Stammesfürst wusste, erzählte ihm lachend, dass er vom Status her nur noch an zweiter Stelle rangierte, da nun eine waschechte *sharifa* unter ihnen lebte.

Abdelkader wusste, dass besagte Frau Kinder hatte, weshalb er Süßigkeiten mitbrachte, als er sie besuchte, um sie willkommen zu heißen. Ihr Misstrauen war sofort geweckt; sie beschied ihm, dass sie weder Süßigkeiten noch sonstige Geschenke benötige. Er war schwer beeindruckt. Nach nur wenigen Wochen machte er ihr einen Heiratsantrag. Abdelkader war Mitte Zwanzig, einige Jahre jünger als meine Großmutter, doch obwohl er immer noch ein glühender Verfechter der marokkanischen Unabhängigkeit war, hatten Haft und Folter deutliche Spuren hinterlassen. Als ich ihn als kleines Mädchen fragte, was das für Narben an seinen Händen und Armen wären, erklärte er mir, dass die Franzosen glühende Zigaretten auf seiner Haut ausgedrückt hätten; die Narben auf seinem Rücken stammten von einer Pferdepeitsche. Ich glaube, dass er sich zum Teil zu meiner Großmutter hingezogen fühlte, weil sie eine starke Frau und nicht zuletzt eine Heilerin war. Er sorgte für sie und die Kinder, so gut es ihm möglich war, adoptierte sogar ihre jüngste Tochter, die ohne Vater aufgewachsen war; auf ihrer Geburtsurkunde stand lediglich der Name ihrer Mutter.

1950, knapp ein Jahr nach ihrer Hochzeit, brachte meine Großmutter meinen Vater zur Welt; er war der Jüngste und ihr absoluter Liebling. Die Familie lebte in einem Häuschen, das kaum mehr als ein Verschlag aus Blech und Brettern war. Durch die Ritzen der dürrig zusammengenagelten Wände konnten sie das Blau des Himmels sehen. Es gab zwei kleine Zimmer, weder

fließend Wasser noch eine Küche. Das «Bad» befand sich in einer abgetrennten Ecke, mit einem Loch im Boden als Toilette und einem Eimer Wasser zum Waschen.

«Es gab einen einzigen Brunnen mit Trinkwasser», erzählte mir mein Vater. «Er war zwei Kilometer entfernt, und man musste die vollen Eimer den ganzen Weg zurückschleppen.»

Die Franzosen luden meinen Großvater immer noch gelegentlich vor, wenn sie ihn nicht einfach abführten. Sie sagten ihm, er könne sein Land immer noch zurückbekommen, er müsse nur mit ihnen kooperieren. Doch er weigerte sich, obwohl er sich um seine Familie sorgte. Er fürchtete besonders, dass die Franzosen meine Großmutter abholen würden, um ihm noch mehr Schmerz zuzufügen. Es ging das Gerücht, dass französische Soldaten und ihre Kollaborateure Frauen vergewaltigten. Mein Vater erinnerte sich, dass mein Großvater eine Pistole im Haus versteckt hatte. Einmal – mein Vater war vier oder fünf Jahre alt – stritten sich meine Großeltern, und meine Großmutter drohte, den Franzosen von der Waffe meines Vaters zu erzählen. «Die werden dich einsperren, und dann bin ich dich ein für alle Mal los», sagte sie, und das war nur halb im Scherz gemeint. Mein Großvater wollte definitiv nicht zurück ins Gefängnis. Er nahm die Pistole mit in die Moschee und warf sie in die Latrine.

Meine Großeltern waren beide weiter im Widerstand aktiv, leisteten Überzeugungsarbeit, forderten Nachbarn auf, an den Protestmärschen gegen die französischen Besatzer teilzunehmen. 1956 erlangte Marokko endlich die Unabhängigkeit, doch mein Großvater erhielt seinen Grundbesitz nie zurück. Stattdessen versuchte ihn der Bürgermeister mit zwei Kilo Zucker abzuspeisen. Meine Großeltern lehnten ab. Beide waren zutiefst frustriert, und mein Großvater verfiel in eine Depression.

Als mein Vater sieben Jahre alt war, ließen sich meine Großeltern scheiden. Mein Großvater zog in einen anderen Stadtteil,

und meine Großmutter war einmal mehr mit ihren Kindern auf sich allein gestellt.

«Sie stand morgens auf, betete, bereitete das Frühstück für uns und weckte meine älteste Schwester», erinnerte sich mein Vater. «Dann verließ sie das Haus in aller Frühe und kam erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit zurück.» Sie kochten auf einem primitiven Gasherd oder grillten ihr Essen über glühenden Kohlen. Sie besaßen ein kleines Radio, das aber nur funktionierte, wenn meine Großmutter genug Geld für Batterien hatte; zur Beleuchtung dienten Kerzen und Petroleumlampen.

Als ich, noch ein ganz kleines Mädchen, in Marokko ankam, lebte meine Großmutter nicht mehr in dem Elendsviertel. Dank der finanziellen Unterstützung meines Vaters war es ihr möglich gewesen, ein Haus im Zentrum von Meknes zu kaufen; es hatte drei Zimmer, Küche und ein Bad mit traditioneller Hocktoilette und einem Wasserhahn in der Wand.

Mein Großvater erzählte mir vom Kampf gegen die französischen Kolonialherren. Außerdem sagte er mir einmal, die mächtigsten Leute seien diejenigen, die lesen und schreiben könnten, weil sie anderen die Welt erklären würden, die Deutungshoheit über die Geschichte innehätten. Er befürchtete, die Leute würden nur die Lesart der Kolonisatoren zu hören bekommen, und die Geschichten der einfachen Leute würden dadurch in Vergessenheit geraten.

Drei Häuser entfernt von meiner Großmutter lebte eine jüdische Familie. Oft brachte uns die Mutter freitags hausgemachtes Brot, das sie, wie sie erklärte, speziell für diesen Tag gebacken hatte. Inzwischen weiß ich, dass es sich um für den Schabbat zubereitetes Challa handelte. Meine Großmutter revanchierte sich mit Couscous oder Plätzchen. Oft spielte ich mit ihrer Tochter Miriam. Sie war zwei Jahre älter als ich und sprach fließend Französisch; wir nannten sie «Meriem», das war die marokkanische

Variante ihres Namens. Ich war noch nicht ganz vier Jahre alt, als sie und ihre Familie nach Frankreich zogen.

Meine Großmutter hatte tief liegende dunkle Augen und weißes Haar, das sie manchmal mit Henna färbte. Sie war etwa 1,70 Meter groß, hatte kräftige Hände und einen festen, muskulösen Körper, geformt von Jahrzehnten harter Arbeit; ihr dunkler Teint verdankte sich den Heilölen, mit denen sie sich einrieb. Sie hatte ein unwiderstehliches, ansteckendes Lachen.

Sie lebte in der Stadt, aber bei ihr ging es zu wie auf einem Bauernhof. Sie besaß zwar kein Land, aber sie hielt Hühner, Kaninchen und Tauben in einem winzigen Hof zwischen Wohnzimmer und Küche. Den lokalen Metzgern traute sie nicht über den Weg. Sie kümmerte sich um ein paar Katzen in der Nachbarschaft und fütterte sie; der Prophet Mohammed hatte Katzen geliebt, und wir sollten sie gut behandeln, sagte sie stets. Stand ein Bettler vor unserer Tür, ließ sie ihn nie ziehen, ohne ihm etwas zu essen gegeben zu haben; manchmal kam ich heraus, setzte mich auf die Stufen vor der Tür und stellte dem Bettler naseweise Fragen, etwa, warum er so arm sei. Meiner Großmutter war das hochnotpeinlich. «Warum lässt du den Mann nicht essen?», unterbrach sie mich dann, aber ich wollte alles ganz genau wissen. Außerdem hatte sie stets ein paar aufmunternde Worte für die armen Kerle übrig, versuchte, ihnen ein wenig Hoffnung zu machen: «Du machst gerade schwierige Zeiten durch, aber Gott ist groß, und alles wird wieder besser.» Sie nannten sie respektvoll *Haddscha*, ein Ehrentitel, der eigentlich Frauen vorbehalten ist, die den *Haddsch* vollzogen haben, die große Pilgerreise nach Mekka, wo meine Großmutter aber nie gewesen war.

Obwohl sie aus begüterten Verhältnissen stammte, war sie eine perfekte Wirtschaftlerin. Da sie Hühner hielt, mussten wir auch nicht hungern, wenn das Geld knapp war. Die Eier verwendete sie beim Kochen und Backen. Ihre Tauben hatte sie darauf

abgerichtet, Botschaften zu überbringen, ein lukratives Nebengeschäft, und gelegentlich arbeitete sie als Melkerin auf einem Bauernhof (wenn sie mich mitnahm, zog ich die Kühe immer am Schwanz). Zudem arbeitete sie nach wie vor als Pflegerin und Hebamme und stellte ihre Heilöle her.

Münzen – ihr «kleines Geld», wie sie zu sagen pflegte – trug sie in einem Taschentuch mit sich herum, das sie in ihren langen marokkanischen Gewändern versteckte, ihr «großes Geld» – die Scheine – verbarg sie hingegen in ihrem BH. «Bewahre niemals all dein Geld an einem einzigen Ort auf», schärfte sie mir ein. «Du musst es verstecken, damit die Söhne der Sünde nicht mitkriegen, wie viel du hast.» Söhne der Sünde – so nannte meine Großmutter alle schlimmen Finger, vom Nachbarschaftsrüpel bis zum Schwerverbrecher. Damals fand ich ihren BH-Trick irgendwie skurril, doch viele Jahre später stellte ich fest, dass er für eine Reporterin in heiklen Situationen ausgesprochen nützlich sein kann. Für Bargeld oder Speicherchips ist ein BH ein nahezu perfektes Versteck, und gerade in der muslimischen Welt würden es nur wenige Leute wagen, einen Büstenhalter zu inspizieren.

Meine Großmutter war streng, aber überaus liebenswert. Wenn mein Großvater zu Besuch kam, fragte er häufig: «Warum heiraten wir eigentlich nicht noch mal?» Doch sie hatte ihren eigenen Kopf, und genau das unterschied sie von anderen Frauen. Sie fürchtete sich nicht davor, Risiken einzugehen; in dieser Hinsicht habe ich sie mir immer zum Vorbild genommen.

Egal, welchen Status, welche Stellung jemand hat, erklärte mir meine Großmutter, wenn er oder sie im Unrecht ist, muss man den Mund aufmachen. Einmal waren wir in einem überfüllten Bus in Meknes unterwegs; lauter junge Männer hatten es sich auf den Sitzen bequem gemacht, während wir stehen mussten. «Hat keiner von euch so viel Kinderstube, seinen Platz einer alten Frau mit einem kleinen Kind anzubieten?», fragte sie. Als

ihr niemand auch nur die geringste Beachtung schenkte, platzte ihr der Kragen. «Ihr Söhne der Sünde!», rief sie. «Schämt euch in Grund und Boden! In Deutschland würden alle miteinander aufstehen – dort weiß man noch, was die Höflichkeit gebietet!» Der Busfahrer lachte und meinte, sie solle sich nicht so aufregen, doch schließlich genierte sich einer der jungen Kerle dann offenbar doch so sehr, dass er aufstand und ihr seinen Platz überließ.

Zu jener Zeit war die politische Lage in Marokko schwierig. Wer die Polizei oder die Regierung kritisierte, lief Gefahr, ernste Probleme zu bekommen. Meine Großmutter scherte sich nicht darum. Als ein Polizist sie einmal um eine «Spende» bat, als sie gerade aus der Bank kam, fragte sie, ob die Polizei neuerdings für wohltätige Zwecke sammle. Als der Polizist durchblicken ließ, dass er das Geld selbst einstecken wollte, begann meine Großmutter ihn auszuschimpfen – ob er sich nicht schäme, nicht nur, weil er korrupt sei, sondern auch, weil er ausgerechnet ihr das Geld aus der Tasche zu ziehen versuche, einer alten Frau, die für ihre Enkelin sorgen müsse? «Wieso fragst du nicht ein paar Anzugträger, ob die dir das Leben mit einer kleinen Spende erleichtern wollen? Ich sage dir, warum: Weil du nicht den Mumm dazu hast. Stattdessen versuchst du's lieber bei armen Schluckern, die sowieso nichts haben!» Der Polizist wollte sie beschwichtigen, doch sie wurde nur noch lauter, damit sie auch alle auf der Straße hören konnten. Und tatsächlich, es funktionierte: Schließlich zog er von dannen, ohne auch nur einen Centime eingestrichen zu haben.

Ich werde nie vergessen, wie sie sich für mich einsetzte. Meine Großmutter konnte nicht lesen, allerdings kannte sie den Großteil des Korans in- und auswendig. Als ich fast vier war, beschloss sie, mich zur Koranschule zu schicken. Und so hockte ich jeden Tag morgens zusammen mit den anderen Kindern auf dem Bo-

den und lernte Suren auswendig, und freitags hörte mich meine Großmutter ab. Unser Lehrer, ein sogenannter *fqih*, las die Verse vor, und wir wiederholten sie. Doch der Lehrer war ein aggressiver junger Mann, und wenn eins von uns Kindern nicht spurte, schlug er ihm mit einem eisernen Lineal auf die Finger.

Meine Großmutter wachte wie eine Glucke über mich, nahm die Verantwortung, die meine Eltern ihr übertragen hatten, keine einzige Sekunde auf die leichte Schulter. An meinem ersten Tag in der Koranschule sprach sie mit dem *fqih*, Si Abdullah. «Meine Enkelin wird nicht bestraft», warnte sie ihn. «Unterstehen Sie sich, sie jemals zu schlagen.» Eines Nachmittags erwischte er mich, wie ich während des Unterrichts mit einem anderen Kind redete. Er zückte sein Lineal und befahl mir, die Hände auszustrecken, Handflächen nach oben, und schlug zu. Dann wies er mich an, die Hände umzudrehen, und schlug noch einmal zu. Ich jaulte laut auf vor Schmerz, brach in Tränen aus und rannte aus dem Klassenzimmer, die Straße hinunter zum Haus meiner Großmutter.

Weinend erzählte ich ihr, dass Si Abdullah mich geschlagen hatte. Als sie die Striemen auf meinen Händen sah, platzte ihr der Kragen. Sie nahm mich an der Hand und lief mit mir zurück zur Schule. Wir stürmten mitten in den Unterricht hinein. Meine Großmutter streifte eine ihrer Sandalen vom Fuß und drosch damit vor der ganzen Klasse auf Si Abdullah ein, während sie ihn in einem fort anschrie. «Was fällt Ihnen ein, meine Enkelin zu schlagen?!», herrschte sie ihn an. Ich weinte immer noch, doch alle anderen Kinder lachten, während Si Abdullah erschrocken vor ihr zurückwich und den Kopf einzog.

Großmutter war so inspirierend, dass ich mir ihre Streitlust zum Vorbild nahm und ständig Widerworte gab. Einmal, als ein Freund meines Vaters namens Mahmoud bei uns zu Besuch war, bereitete sie mir eine meiner üblichen Mahlzeiten: zwei bis drei

Tage altes Brot mit warmer Milch, Honig und Zimt. «Ich will das nicht schon wieder», sagte ich. «Jeden zweiten Tag muss ich das essen.»

«Du isst, was auf den Tisch kommt», erwiderte sie.

«Aber warum machst du immer dieses Brot mit Milch? Meine Eltern schicken dir genug Geld – wir könnten uns auch andere Sachen leisten.»

«Du solltest lieber *Alhamdulillah* sagen und dankbar dafür sein, dass du etwas zu essen hast, du kleine Teufelin», benutzte sie eine oft verwendete arabische Formulierung für «Gelobt sei Gott». «Es gibt so viele arme Menschen, die froh wären, wenn sie überhaupt etwas zu beißen hätten.»

Sie und Mahmoud waren verblüfft über die Vehemenz, mit der ich meine Argumente vorbrachte, zumal ich erst vier Jahre alt war. Mahmoud lachte laut, als er meine Antwort hörte: «Also, Großmutter, wenn dir die armen Leute so sehr am Herzen liegen, warum lädst du sie dann nicht ein und lässt sie das hier essen?»

Meine Großmutter war sehr reinlich. In unserem Bad hatten wir fließend Wasser, doch zwei Mal pro Woche schleifte sie mich ins *hammam*. Ich hasste diese Dampfbäder, die Hitze, das Dunkel, den Gestank der Olivenölseife, die lauten, schrillen Stimmen der nackten Frauen, die mir schier das Trommelfell zerrissen. Die Frauen, die dort arbeiteten, schrubbten mich grob mit heißem Wasser und Seife ab. Meine Großmutter sagte, ich solle die Augen schließen und leise sein, aber für mich war es die pure Folter.

Im Sommer war es in Meknes brütend heiß. Der Geruch des sandigen Bodens hing in der Luft. Wenn es regnete – was nur selten vorkam –, öffneten alle die Türen und atmeten tief durch. Ich liebte es, im Regen zu tanzen; erwischte mich meine Großmutter dabei, rief sie, ich solle sofort wieder ins Haus kommen, sonst würde ich mir noch den Tod holen. «Aber wenn mich der

Regen jetzt sauberwäscht», rief ich zurück, «müssen wir diese Woche nicht mehr ins *hammam!*»

Meine Großmutter hätte mich am liebsten für immer bei sich in Marokko behalten, doch nach drei Jahren beschlossen meine Eltern, mich nach Deutschland zurückzuholen. Meine Großmutter traf die Ankündigung wie ein Schock.

Während sie mit meinen Eltern sprach, sah ich sie zum ersten Mal weinen. Aber sie verstand auch, dass meine Mutter, mein Vater und meine Geschwister endlich wieder mit mir vereint sein wollten.

Drei Monate später holte mein Vater mich ab. Ich kann mich noch erinnern, wie ich meine Großeltern umarmte und wir alle Tränen vergossen. Meine Großeltern baten mich, meine Herkunft nicht zu vergessen. «Ich werde euch bald wieder besuchen», sagte ich. «Und ich werde ganz bestimmt nicht vergessen, woher wir kommen. Niemals, Ehrenwort.»

In Frankfurt traf ich endlich meine beiden Schwestern wieder. Es war Dezember, und zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Schnee. Ich erfuhr, dass meine älteste, inzwischen neun Jahre alte Schwester Fatma wegen Komplikationen bei ihrer Geburt einen Hirnschaden davongetragen hatte. Sie war auf Hilfe und Unterstützung angewiesen und in einer speziellen Einrichtung untergebracht. Hannan war nur ein Jahr jünger als Fatma, und wir freunden uns schnell an.

Meine Großeltern fehlten mir sehr, und ich brauchte eine ganze Weile, bis ich mich wieder an meine Eltern gewöhnte. Meine Mutter sprach Arabisch, aber ich verstand sie kaum, wenn sie kein *darija* sprach, den maghrebinischen Dialekt; sie beherrschte ihn zwar, doch ihren Akzent fand ich ausgesprochen

seltsam. Und dann war da noch jene merkwürdige Sprache, die sonst alle um mich herum sprachen. Ich verstand kein einziges Wort Deutsch.

Eines Abends stellten Fatma und Hannan je einen frisch geputzten Stiefel vor unsere Zimmertür und sagten, ich solle dasselbe tun – der «Nikolaus» würde heute Nacht kommen. Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redeten, und fragte, ob dieser Nikolaus ein Freund unserer Eltern sei. Meine Schwestern erzählten mir, dass der Nikolaus in der Nacht Süßigkeiten brachte, und je sorgsamer der Stiefel geputzt war, desto mehr Süßes würde es geben.

Ich putzte also ebenfalls meine Stiefel – Trick siebzehn, der Nikolaus würde bestimmt beide füllen. Als meine Eltern uns ins Bett schickten, wollte mir der Nikolaus nicht aus dem Kopf gehen. Dann hörte ich ein Geräusch, und Sekunden später knipsten meine Eltern das Licht aus.

Ich stieg aus dem Bett, öffnete leise die Tür und sah nach meinen Stiefeln. Der eine war leer, der andere aber randvoll mit Bonbons und Schokolade gefüllt. Dieser Unbekannte entzückte mich – es war mehr Schokolade, als ich während meiner fast drei Jahre in Marokko zu Gesicht bekommen hatte. Im Dunkeln machte ich mich über die Süßigkeiten her, bis mein Stiefel beinahe leer war. Dann aber kamen mir meine Schwestern in den Sinn; sie würden bestimmt ein schlechtes Gewissen bekommen, wenn sie sahen, dass mein Stiefel leer war. Weshalb ich Bonbons und Schokolade aus ihren Stiefeln in meinen beförderte, bis alle etwa gleich gefüllt waren.

Am nächsten Morgen fragten sich meine Schwestern, warum der Nikolaus ihre Stiefel nicht bis ganz oben gefüllt hatte.

«Ihr solltet froh sein, dass er überhaupt vorbeigekommen ist», sagte ich. «Als ich in Marokko war, hat er mich immer vergessen.»

Meine Eltern lachten. «Wasch dir lieber mal die Schokolade ab», sagte meine Mutter.

Meine Eltern feierten mit uns Nikolaus, damit wir uns in Deutschland heimisch fühlten. Meine Mutter arbeitete in einer kirchlichen Einrichtung; ich ging in einen christlichen Kindergarten und später in den angeschlossenen Hort. Meine Eltern erklärten uns, dass die drei monotheistischen Weltreligionen vieles gemein hatten: Die Geschichte von Adam und Eva, die aus dem Paradies verbannt werden, findet sich nicht nur in der jüdischen und der christlichen Religion, sondern auch im Koran und anderen islamischen Überlieferungen. Abraham, der «Vater der Gläubigen», wird im Koran, der Tora und der Bibel erwähnt. Jesus gilt im Islam als bedeutender Prophet und spielt für Christen als Sohn Gottes ebenfalls eine wichtige Rolle. Der Prophet Mose ist Juden, Christen und Muslimen gleichermaßen ein Begriff. Feste Bestandteile aller drei Religionen sind das Fasten, der Glaube an einen Gott und die Bedeutung der heiligen Schriften. Meine Eltern erklärten weiter, dass wir als Muslime alle Propheten verehrten und der Hauptunterschied zum Juden- und Christentum darin bestand, dass wir Mohammed als den letzten und größten Propheten ansahen.

Neben den islamischen Festtagen feierten wir auch Weihnachten, mit einem Plastikbaum, elektrischen Kerzen – meine Eltern hatten zu viel Angst, ein echter Baum mit echten Kerzen könnte Feuer fangen – und hübsch verpackten Geschenken. Zusammen besuchten wir den Weihnachtsmarkt, fuhren Karussell und aßen Weihnachtsplätzchen, geröstete Kastanien (meine Mutter konnte nicht genug davon kriegen) und salziges und süßes Popcorn; hinterher gingen wir meist noch zu McDonald's, Burger King oder Nordsee, wo wir uns den Bauch mit Fish & Chips vollschlugen.

Meine Mutter arbeitete als Wäscherin für die evangelische

Kirchengemeinde. Eine Diakonisse leitete den Kindergarten, in den ich ging; unter den Erzieherinnen war auch eine Schreckschraube, die uns Mädchen manchmal Märchen vorlas. «Siehst du, alle süßen Prinzessinnen sind blond, und alle bösen Mädchen haben schwarze Haare», ließ sie mich einmal wissen. Ihre Bemerkung traf mich bis ins Mark, da ich das einzige dunkelhaarige Mädchen in der Gruppe war. «Aber war Schneewittchens Haar nicht schwarz wie Ebenholz?», gab ich zu bedenken, aber das schien sie nicht weiter zu interessieren. Dann und wann verpasste sie mir einen Klaps, wenn niemand hinsah, bis Hannan sie einmal dabei erwischte und sie anfauchte, dass sie das bleiben lassen solle.

In der Gemeindewäscherei arbeitete meine Mutter mit einer Diakonisse namens Schwester Helma und zwei Frauen aus Jugoslawien zusammen, Tante Zora und Tante Dschuka. Sie wuschen und bügelten die Schwestertrachten und die weißen Hauben. In der Waschküche standen mehrere Waschmaschinen – eine nur für Bettwäsche, eine andere nur für Hauben – sowie ein großer Trockner. Von der Arbeit mit dem schweren Bügeleisen bekam meine Mutter Rückenschmerzen, die sie noch Jahrzehnte später quälen sollten. Während der Pause tranken sie Kaffee und aßen Brot oder Burek, ein mit Schafskäse gefülltes Gebäck, das eine der jugoslawischen Frauen mitbrachte. Die Kopfbedeckungen der Nonnen erinnerten mich an die Kopftücher meiner Großmutter und anderer älterer marokkanischer Frauen.

Von dem Fenster, an dem sie bügelte, blickte meine Mutter auf den Kindergartenspielplatz. Zuweilen winkte ich ihr zu, manchmal kam sie auch herüber, um mir etwas zu essen oder zu trinken zu bringen. Tante Zoras Mann arbeitete als Gärtner auf demselben Gelände. Er war stets betrunken, aber er hatte ein gutes Herz. Wenn meine Schwestern und ich ihn dabei ertappten, wie er gerade Bier trank, das er sich am Kiosk gegenüber geholt

hatte, beschwor er uns jedes Mal, bloß seiner Frau nichts davon zu sagen, und kaufte uns Eis.

Im Dippegucker arbeitete mein Vater nicht nur mit einer ganzen Reihe von Deutschen zusammen, sondern auch mit einem Inder, den wir Onkel Baggi nannten, Onkel Latif aus Pakistan und einem schwulen Schotten namens Tom – für uns Onkel Tommy –, dessen Freund ihn manchmal von der Arbeit abholte. Die Männer trugen enge Hosen und Hemden und standen auf Rockmusik. Manchmal kamen sie zum Mittag- oder Abendessen, und wenn Latif oder Tommy ein paar Bier mitbrachten, wurde es lustig. Und manchmal übernachtete Onkel Tommy in unserem Gästezimmer, wenn er bis spät nachts arbeitete und keine S-Bahn mehr fuhr.

Latif übernahm alle möglichen Handwerks- und Reparaturarbeiten für Willy Berger, den Chef meines Vaters, sowohl im Restaurant als auch für ihn privat. Mitte der Achtziger flog Latif nach Pakistan, um seine Familie zu besuchen. Als er zurückkam, war er nicht wiederzuerkennen.

Kurz nach seiner Rückkehr rief mein Vater ihn an, weil das Licht in unserer Wohnung nicht ging. Als ich die Tür öffnete, erblickte ich Latif, der sonst immer enge Jeans und sein Hemd bis zum Brustbein offen getragen hatte, in einer weiten weißen Hose und einem traditionellen Gewand. Seine Haare waren gewachsen, und er hatte einen langen Bart.

Zuvor hatte er meine Mutter immer mit Handschlag begrüßt, doch nun weigerte er sich, sie zu berühren, ja ihr überhaupt in die Augen zu sehen. Er machte sich sofort an die Arbeit. Als mein Vater aus dem Supermarkt zurückkam, war ihm seine Überraschung deutlich anzusehen.

Meine Mutter hatte Kaffee und Kuchen vorbereitet, ließ meinen Vater aber wissen, dass sie sich nicht dazusetzen würde, da Latif sich in der Gegenwart von Frauen plötzlich nicht mehr

wohlzufühlen schien. Meine Schwestern und ich setzten uns zu unserem Vater und seinem Freund. Latif sah meinen Vater eindringlich an, während er mit ihm sprach. Ich war zwar erst sieben Jahre alt, aber ich erinnere mich, wie er sagte, meine Mutter und wir Mädchen müssten einen *Hidschab* tragen, ein Kopftuch, und dass mein Vater sich über den Dschihad schlau machen solle, «den wir Muslime in Afghanistan führen». Außerdem sagte er, mein Vater solle die Freundschaft mit Onkel Tommy beenden, weil er ein Schwuler sei.

Später hörten wir, dass Latif in Pakistan mit verschiedenen Gruppen in Kontakt gekommen war, die den Krieg gegen die Sowjets unterstützten. Am Ende schloss er sich den Mudschaheddin an. Ein *Mudschahid* ist allgemein jemand, der Heiligen Krieg führt, aber in Afghanistan wurden unter dem Namen die vielen islamistischen Splittergruppen zusammengefasst, die gegen die sowjetischen Truppen kämpften.

Latifs Anmaßung machte meinen Vater wütend. Er erklärte seinem alten Freund, er habe kein Recht, ihn über den Islam zu belehren – und mit wem er befreundet sei oder wie sich seine Frau und seine Töchter kleideten, ginge ihn allein etwas an.

Meine Mutter hörte, wie mein Vater laut wurde, und kam ins Wohnzimmer, um nach dem Rechten zu sehen.

«Tommy ist mit uns befreundet, und wenn dir das nicht passt, brauchst du dich hier nicht mehr blicken zu lassen», hörte ich meinen Vater sagen. Latif nahm seine Sachen und ging.

Einige Wochen später kam mein Vater nach Hause und berichtete, er habe Latif in der Stadt mit ein paar anderen bärtigen Männern gesehen. Sie hätten einen überdachten Stand aufgebaut, Bücher verteilt, den Leuten vom Krieg in Afghanistan erzählt und versucht, sie von ihrer Auslegung des Islam zu überzeugen. Sie hätten mit Migranten, aber auch mit Deutschen gesprochen, von denen viele die Teilung Deutschlands immer

noch nicht verwunden hatten und die «gottlosen» Russen aus tiefster Seele verabscheuten.

«Die anderen waren Algerier, Marokkaner, Pakistani – und alle haben sie lautstark für den ›Dschihad‹ in Afghanistan geworben», fuhr mein Vater fort. Er wies meine Mutter an, Latif unter keinen Umständen noch einmal in unser Haus zu lassen. «Ich möchte nicht, dass meine Frau und meine Töchter mit solchen Leuten etwas zu tun haben.»

Zur selben Zeit geschah noch weit mehr in Europa. In England, Frankreich und Deutschland begannen Männer, die aus dem Krieg in Afghanistan zurückgekehrt waren, andere muslimische Einwanderer zu belehren, dass es ihre Pflicht sei, sich für unterdrückte Muslime in aller Welt einzusetzen. Damals wurden diese Männer nicht als Bedrohung angesehen. In Westeuropa hielt man sich einiges auf die Meinungs- und Redefreiheit zugute, und in gewisser Hinsicht wurden die ehemaligen Kämpfer als Verbündete im Kampf gegen die Russen betrachtet. Kein politischer Führer wäre auf die Idee gekommen, dass die Leute, die gegen die Sowjets kämpften, sich eines Tages gegen sie und ihre Verbündeten im Nahen Osten wenden würden. Sie erkannten nicht, dass ein geheimer Krieg begonnen hatte – zwischen säkularen, individualistischen Idealen und radikalen religiösen Ideologien, deren Verfechter sich erheben und das Unrecht bekämpfen wollten.

Unsere Eltern wollten, dass wir uns in Deutschland integrierten, ohne dabei unsere eigene Kultur zu vergessen. An zwei Nachmittagen pro Woche besuchten wir eine vom marokkanischen Konsulat betriebene arabische Schule, wo uns ein marokkanischer Lehrer unterrichtete; trotzdem spielten wir nach der Schule meistens mit den Kindern aus unserer regulären Klasse. Im Gegensatz zu manchen muslimischen Mädchen in Europa, die weder am Schwimm- noch am Sportunterricht teilnehmen,

trieben wir regelmäßig Sport. Ich spielte sechs oder sieben Jahre lang Hockey, wobei mich meine Eltern tatkräftig unterstützten. Eine meiner Schwestern war eine Zeitlang sogar Mitglied in einer kirchlichen Jugendgruppe.

Dennoch erlaubten manche Leute in unserer Nachbarschaft ihren Kindern immer noch nicht, mit uns zu spielen. Zum Teil lag es daran, dass meine Eltern Arbeiter waren, aber es gab auch Kids, die sich über meine behinderte Schwester lustig machten; andere wiederum sagten, wir kämen aus einer rückständigen Kultur.

Mehr als einmal sprachen Eltern mit der Grundschullehrerin meiner Schwester Hannan und baten darum, sie aus der Klasse zu nehmen, da sie sich nicht in die Gemeinschaft einfüge. Kinder von Einwanderern mussten häufig Klassen wiederholen, manchmal, weil sie Probleme mit der deutschen Sprache hatten, doch auch rassistische Vorurteile spielten eine Rolle. Und nach der Grundschule kamen sie dann in die Förderstufe oder auf die Hauptschule, so wie alle Kinder, die nicht das Gymnasium besuchen sollten. Obwohl meine Schwestern und ich perfekt Deutsch sprachen, entschied Hannans Klassenlehrerin, dass sie in die Förderstufe gehen sollte. Zum Glück zeigte sie so gute Leistungen, dass sie nach einem Jahr doch aufs Gymnasium geschickt wurde. Ich wiederum hatte Glück mit meiner Grundschullehrerin, Frau Schumann, die mich tatkräftig in meinem Bestreben unterstützte, mit elf Jahren aufs Gymnasium zu wechseln.

Dass ich so gut Deutsch spreche, habe ich nicht zuletzt unseren Nachbarn zu verdanken, den Ehrts. Antje half mir manchmal bei den Hausaufgaben. Sie wollte, dass ich perfekt Deutsch lernte. Als ich ein kleines Mädchen gewesen war, hatte sie mir oft vorgelesen, meinen Schwestern und mir Märchenbücher und Kassetten mit Micky-Maus-Geschichten geschenkt.

Um 1989 herum, als ich aufs Gymnasium kam, bemerkte ich, dass sich die jugoslawischen Kolleginnen meiner Mutter, auch Tante Zora und Tante Dschuka, anders verhielten als früher. Ihre Kinder waren mit mir zusammen im Hort gewesen. Wir alle waren eng miteinander befreundet. Die jugoslawischen Kinder trugen Namen wie Leika, Zoran, Ivica und Ivan, und sie sagten häufig, dass sie stolz darauf seien, aus Jugoslawien zu stammen. Doch auf einmal spielten sie nicht mehr miteinander. Plötzlich hieß es: «Ich bin Kroat», «ich bin Serbe». Andere nannten sich «Bosnier» oder «Muslime». Ihre Mütter scherzten nicht mehr miteinander, und im Pausenraum, wo sie einst bei Kaffee und Burek zusammengesessen hatten, gingen sie sich aus dem Weg.

Obwohl die Spannungen zwischen den Jugoslawen mehr als deutlich zu spüren waren, hielten uns meine Eltern dazu an, nicht zu verallgemeinern. Tante Zora und Tante Dschuka waren Serbinnen, besuchten uns manchmal mit ihren Familien. Ebenso wie wir waren sie entsetzt über das, was sie in den Nachrichten sahen, doch waren sie fest davon überzeugt, dass die Spaltung ihres Landes nicht von innen gekommen war. «Wir waren ein Volk», sagte Tante Zora. «Ob jemand Serbe, Slowene, Kroat oder Muslim ist, hat nie eine Rolle gespielt.» Sie glaubte an eine Verschwörung – dass der Westen dahinterstecke, um das sozialistische Jugoslawien zu schwächen.

Aus den Nachrichten erfuhren wir von Massakern oder hörten in der Schule, dass jemandes Onkel bei Kämpfen im ehemaligen Jugoslawien ums Leben gekommen war. Doch letztlich war all das weit weg von meiner Familie und mir. Wir hatten uns in Deutschland oft wie Außenseiter, doch bis zum September 1991 nie unmittelbar bedroht gefühlt. In jenem Monat, knapp zwei Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer, kam es zu fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Hoyerswerda, einer Kleinstadt

im Nordosten Sachsens. Rechtsextreme Gruppen gingen auf Arbeiter aus Vietnam und Mosambik los, bewarfen ein Flüchtlingswohnheim mit Steinen und Molotow-Cocktails.

Meine Eltern und ich sahen im Fernsehen, wie Deutsche applaudierten, als ein Brandsatz auf ein Gebäude geschleudert wurde. Manche reckten sogar die Hand zum Hitlergruß und brüllten: «Deutschland den Deutschen! Ausländer raus!»

Meine Eltern sagten, wir sollten uns keine Sorgen machen – Hoyerswerda läge in Ostdeutschland, und im Westen würde so etwas niemals passieren. «Die Leute hier wissen, dass wir ihre Wirtschaft mit aufgebaut haben», sagte mein Vater. «Ohne uns wäre Deutschland nicht das, was es heute ist.»

Ich war sauer auf meine Eltern, speziell auf meinen Vater. Während meine Großmutter in Marokko einen starken Willen besaß und sich von niemandem herumkommandieren ließ, hatte ich das Gefühl, dass er stets das tat, was andere ihm auftrugen, egal, ob es nun sein Chef oder andere Deutsche waren. Als Koch arbeitete er manchmal bis in die Nacht, und wir bekamen ihn nur selten zu sehen. Und wenn er einen freien Tag hatte und gebeten wurde, doch zu kommen, gab er jedes Mal klein bei; dass sich unsere Wohnung über der seines Chefs befand, machte das Ganze nicht besser. Als wir aufs Amt gingen, um unsere Aufenthaltsgenehmigung erneuern zu lassen, fiel mir auf, dass mein Vater nie Fragen stellte, sich nicht einmal wehrte, wenn er wie der letzte Dreck behandelt wurde.

Nach den Ausschreitungen in Ostdeutschland lud mich unsere Nachbarin, Frau Weiss, die zusammen mit ihrem Mann den Holocaust überlebt hatte, auf einen Kakao in ihre Wohnung ein. Sie und ihr Mann hatten mir von den Konzentrationslagern und ihren toten Verwandten erzählt. Die alte Dame schien völlig aufgewühlt; sie war totenbleich und sagte, sie habe seit Tagen nicht geschlafen. Die Bilder aus Hoyerswerda verfolgten sie. «Pass bitte

auf dich und deine Lieben auf. Ich habe Angst um euch», sagte sie. «Diese Leute mit ihrem Gedankengut – sie sind hässlich und gefährlich.»

Ich erwiderte, sie solle sich keine Sorgen machen, so etwas passiere nur in Ostdeutschland, in einer Stadt wie Frankfurt sei so etwas völlig unmöglich. Doch Frau Weiss schüttelte den Kopf. «Nein, du verstehst das nicht», sagte sie. «Hätten die Deutschen etwas dazugelernt, hätte sich so etwas wie in Hoyerswerda nie ereignen können.»

Ein Jahr später, im November 1992, hatte sich das Argument meiner Eltern ein für alle Mal erledigt, als zwei Neonazis einen Brandanschlag auf zwei von türkischen Familien bewohnte Häuser in der westdeutschen Stadt Mölln verübten. Eine türkische Großmutter und zwei Mädchen kamen ums Leben, sieben andere Bewohner wurden verletzt. Die Täter riefen selbst bei der Feuerwehr an, um die Brände zu melden; ihre Anrufe schlossen sie mit den Worten «Heil Hitler!»

Es waren Juden, die den verheerenden Anschlag aufs Schärfste verurteilten. Während die meisten deutschen Politiker Mölln fernblieben, sprachen der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, und Michel Friedman den Opfern vor Ort ihr Beileid aus. Am 29. Mai 1993 wurde ein Brandanschlag auf das Haus eines weiteren türkischen Gastarbeiters, Durmus Genc, verübt, diesmal im westdeutschen Solingen. Zwei Töchter und zwei Enkelinnen, zwischen vier und siebenundzwanzig Jahre alt, sowie die zwölfjährige Nichte von Durmus Genc, die aus der Türkei zu Besuch war, kamen ums Leben. Wieder waren es Mitglieder jüdischer Organisationen, die sich am deutlichsten zu Wort meldeten.

In jenem Sommer verbrachten wir die Ferien in Marokko. Inzwischen hatte ich drei Geschwister, da 1986 mein Bruder Hicham zur Welt gekommen war. Wir flogen nach Casablanca

und fuhren weiter nach Meknes, wo wir drei oder vier Wochen bei meiner Großmutter verbrachten und Verwandte und Freunde besuchten.

In Meknes, etwa zehn Minuten vom Haus meiner Großmutter entfernt, lebte auch Zahra, die Halbschwester meines Vaters; sie war verheiratet und hatte sieben Kinder. Eines Tages besuchte ich sie mit meiner Schwester Hannan. Einer von Zarahs Söhnen, der damals neunzehn war, saß mit ein paar Freunden vor dem Fernseher.

Ich sah näher hin: eine Berglandschaft, Autos mit bärtigen, bewaffneten Männern, die «Allahu akbar» riefen, *Gott ist groß*. Dann waren weinende und schreiende Frauen zu sehen. Eine Stimme erklärte, die Frauen seien vergewaltigt, ihre Familien von Serben getötet worden. Blanke Wut spiegelte sich auf den Gesichtern meines Cousins und seiner Freunde. Die nächste Szene zeigte zwei Männer mit langen Bärten, die hinter zwei knienden Männern standen. Einer der Bärtigen sagte etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand. Eine andere Stimme, offensichtlich die des Mannes hinter der Kamera, rief «Allahu akbar». Als Nächstes sah ich, wie einer der bärtigen Kerle die Köpfe der beiden knienden Männer in Händen hielt. Mein Cousin und seine Freunde klatschten Beifall.

«Was guckt ihr da für einen Film?», fragte meine Schwester.

Mein Cousin und seine Freunde starrten uns an. Das sei kein Film, sagten sie.

«Das ist die Wahrheit über das, was in Bosnien passiert», sagte einer der Freunde meines Cousins. «Das Video zeigt, wie die Mudschaheddin in Bosnien gegen die Serben kämpfen.» Er fuhr fort: «Die Serben schlachten Muslime ab, vergewaltigen unsere Schwestern und töten unsere Brüder. Am besten sollte man sie alle miteinander umbringen.»

Hannan und ich gaben zurück, nicht alle Serben seien

schlechte Menschen – dass unsere Mutter sogar zwei serbische Kolleginnen habe, die wirklich nett seien.

«Mit solchen Leuten kann man nicht befreundet sein, das wirst du schon noch sehen», sagte der Freund meines Cousins. «Nicht mehr lange, und sie werden versuchen, alle Muslime in Europa zu töten. Ohne die Mudschaheddin werdet ihr alle abgeschlachtet.»

Meine Schwester sagte auf Deutsch zu mir, ich solle ihm nicht weiter zuhören – und dass wir sobald wie möglich gehen sollten.

«Wie kommt's, dass ihr nichts davon wisst?», fragte mein Cousin. «Diese Videos kommen aus Deutschland. Der Typ, der sie gefilmt hat, ist ein Deutscher ägyptischer Herkunft.»

Der Name dieses Mannes war Reda Seyam; seine Videos aus Bosnien gehörten zu den frühesten Beispielen dschihadistischer Propaganda, die sich derartiger Gewaltdarstellungen heute als Rekrutierungswerkzeug bedient. Viele Dschihadisten meiner Generation sollten den Bosnienkrieg und insbesondere das Massaker von Srebrenica als ihr «Erweckungserlebnis» betrachten. Dass niederländische UN-Soldaten tatenlos zugesehen hatten, als muslimische Jungen und Männer in Srebrenica verschleppt und ermordet worden waren, war manchen Muslimen Beweis genug, dass der Westen nichts unternahm, wenn Muslime abgeschlachtet wurden.

Als wir wieder in Deutschland waren, wurde alles noch schlimmer. Eines Nachmittags gegen Ende des Sommers gingen mein Bruder und ich in eine Eisdiele unweit des Holzhausens, einen Steinwurf von unserer Frankfurter Wohnung entfernt.

Auf dem Rückweg fuhr plötzlich ein Wagen mit vier deutschen Kerlen neben uns her. «Zigeuner! Wir machen euch platt, ihr Scheißzigeuner!», brüllten sie. Sie hatten rasierte Schädel, waren tätowiert und unschwer als Skinheads zu erkennen. Solche

Typen sah man nur selten in unserem Viertel. Ich warf einen Blick über die Schulter, doch außer uns war niemand auf der Straße. «He, ihr seid gemeint, Zigeunerpack!», rief einer von ihnen. «Wir rotten euch aus! Ihr geht direkt in die Gaskammern!»

Mein Bruder begann zu weinen. Ich warf unser Eis weg und ergriff Hichams Hand. «Lauf, so schnell du kannst!», rief ich, doch mir war klar, dass wir keine Chance hatten – mein Bruder war einfach zu langsam, weshalb ich ihn auf den Arm nahm und in eine Einbahnstraße rannte. Die Kerle wollten uns folgen, doch dann hupten hinter ihnen plötzlich andere Autofahrer. Einer drohte, er würde die Polizei rufen, und die Skinheads brausten ab. Schluchzend liefen mein Bruder und ich nach Hause.

Ich beschwor meine Eltern, dass wir Deutschland verlassen müssten. Ich flehte sie an: «Erst haben sie die Juden vernichtet, und als Nächste sind wir dran.» Ich musste wieder daran denken, was der Freund meines Cousins in Meknes gesagt hatte: dass über kurz oder lang alle Muslime in Europa dran glauben müssten. Was, wenn er recht hatte?

In meinen Alpträumen verfolgten mich die brüllenden Skinheads, und jedes Mal schrak ich schreiend aus dem Schlaf. Ich begann, mich intensiv mit dem Dritten Reich und dem Holocaust zu beschäftigen, wollte genau wissen, wie damals alles angefangen hatte. Ich hatte furchtbare Angst, nicht nur um mich, sondern um meine ganze Familie. Wenn ich las, was die Nazis Behinderten angetan hatten, musste ich an meine Schwester Fatma denken. Für mich stand fest, dass wir in Deutschland nicht mehr sicher waren. Tagelang lag ich meinen Eltern in den Ohren, wir müssten unsere Sachen packen und das Land verlassen. «Diese Leute wollen uns hier nicht», erklärte ich ihnen immer wieder.

In jener Woche hörte ich ein Radio-Interview mit Michel Friedman, einem der hochrangigen Vertreter des deutschen Judentums, die die Anschläge auf muslimische Einwanderer scharf

verurteilt hatten. Er sprach über den Holocaust, darüber, wie es war, als Kind Überlebender in Deutschland aufzuwachsen. Trotzdem dachte er gar nicht daran, die Flinte ins Korn zu werfen. «Deutschland zu verlassen und ins Ausland zu gehen, wäre die einfachste Alternative gewesen», sagte er dem Moderator. «Wir – und damit meine ich alle, die einen Funken Menschlichkeit in sich tragen, egal ob Juden, Muslime oder Christen – können den Rechtsextremen nicht das Feld überlassen, indem wir uns mundtot machen lassen oder unsere Koffer packen.»

Von da an behelligte ich meine Eltern nicht weiter. Statt meine Ängste die Oberhand gewinnen zu lassen, begann ich sie als Herausforderung zu begreifen, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Ich beschloss, hart an mir zu arbeiten, mein Bestes zu geben, um jene Kräfte zu bekämpfen, die mich so verängstigt hatten. Und genau darauf hatte ich Jahre später gegenüber dem IS-Kommandeur an der türkisch-syrischen Grenze angespielt – mit meiner Bemerkung, dass er es sich ziemlich einfach gemacht hatte. Ich war fest davon überzeugt, dass mein Weg sehr viel beschwerlicher gewesen war.

Zum Teil verdanke ich meine Rettung meinen Eltern. Ich konnte nicht alle Deutschen verdammen, weil darunter auch gute Menschen waren, die für mich gesorgt hatten. Heute mag das banal klingen, doch damals war ich ein Teenager und sehr, sehr aufgebracht.

Manchmal frage ich mich, was wohl passiert wäre, wenn in jenen dunklen Momenten ein Anwerber des IS auf mich aufmerksam geworden wäre. Ich bin mir nicht sicher, wie ich reagiert, ob ich die Kraft aufgebracht hätte, ihm zu widerstehen.

7. Der Wert eines Lebens

Algerien, 2008

Im Dezember 2007 erschütterten zwei Bombenanschläge die algerische Hauptstadt Algier. In der Nähe des Obersten Gerichtshofs explodierte eine Autobombe, während ein Selbstmordattentäter mit einem Lastwagen in ein UN-Gebäude raste; dabei wurden einundvierzig Menschen getötet, hundertsiebzig verletzt. Al-Qaida im Maghreb bekannte sich zu den Terroranschlägen, den jüngsten in einer Reihe von fatalen Attentaten, die sich gegen die Regierung und westlichen Einfluss in Algerien richteten.

Militante Islamisten waren in Algerien seit Jahrzehnten aktiv gewesen, hatten sich aber erst kürzlich mit globalen Dschihadistengruppen wie Al-Qaida zusammengeschlossen. Seit dem Einmarsch der französischen Kolonisatoren im Jahr 1830 hatte sich in dem nordafrikanischen Land eine starke Widerstandsbewegung herausgebildet. Nach einem gnadenlosen, acht Jahre andauernden Krieg, bei dem dreihunderttausend Algerier umkamen, hatte Algerien 1962 schließlich die Unabhängigkeit erlangt.

Nach mehr als fünfundzwanzig Jahren autoritärem Sozialismus und wachsender sozialer Unzufriedenheit errang die sogenannte Islamische Heilsfront (FIS) bei den Parlamentswahlen

1991 einen Erdrutschsieg. Um an der Macht zu bleiben, putschte das säkulare Militär, setzte die Verfassung außer Kraft und verbot den FIS. Bald darauf spalteten sich die radikalsten Mitglieder des FIS ab und gründeten die Groupe Islamique Armé (GIA), eine Terror-Guerilla mit einem Kern von etwa 1500 Islamisten, die aus dem Krieg in Afghanistan nach Algerien zurückgekehrt waren.

Die GIA zog gegen die Militärregierung zu Felde; ihr Ziel war, den laizistischen durch einen islamischen Staat zu ersetzen, ein Krieg, der wiederum hunderttausend Leben kostete. Doch gegen Ende des Jahrzehnts war die GIA in diverse Splittergruppen zerfallen; eine dieser Gruppen, die Groupe Salafiste pour la Prédication et le Combat (GSPC), verlegte sich auf Entführungen, Schmuggel und Menschenhandel, um Geld heranzuschaffen, doch bald gingen ihr Geld und Waffen aus.

2004 wurde ein GSPC-Kommandeur namens Abdelmalek Droukdel Emir der Gruppe. In jenem Herbst traf er sich mit Abu Musab al-Zarqawi im Irak. Droukdel bat ihn um Unterstützung; im Gegenzug werde sich seine Organisation Al-Qaida anschließen und künftig unter der Ägide Osama bin Ladens operieren. 2006 wurde die Allianz zwischen der GSPC und Al-Qaida offiziell. Ein Jahr später änderte die Gruppe ihren Namen in Al-Qaida im Islamischen Maghreb, kurz AQIM.

Diese Entwicklungen hatten sich offen vollzogen, doch keinem Journalisten war es gelungen, mit Droukdel zu sprechen oder tieferen Einblick in die Organisation zu gewinnen, die rasch zu einem der mächtigsten regionalen Verbündeten von Al-Qaida wurde. Ich hatte mit einem von Droukdels Stellvertretern gesprochen, der meinet, er würde mir vielleicht ein Interview geben, wenn ich nach Algerien käme. Im Frühling 2008, ein paar Monate nach den Anschlägen in Algier, beschlossen Michael und ich, einen Trip nach Nordafrika zu machen.

Michael kam zu Ohren, dass eine amerikanische Handelsdelegation nach Algerien fliegen würde, und fragte die Organisatoren, ob wir uns anschließen könnten. Wir waren neugierig: Mit welchen Politikern würden sich die Delegierten treffen, welche Sicherheitsvorkehrungen würden angesichts der aktuellen Anschläge und Entführungen getroffen werden? Nicht zuletzt diente uns die Delegation als Tarnung; so hatten wir einen Vorwand, uns in Algerien aufzuhalten, und konnten mehr über die Terrormiliz in Erfahrung bringen, ohne das Misstrauen der Geheimdienste zu erwecken.

Wir kamen Ende Mai in Algier an und stiegen im selben Hotel wie die Delegation ab – Manager aus der Telekommunikations- und Ölbranche, die zum ersten Mal in Algerien waren und wenig über die Geschichte des Landes oder die politischen Spannungen wussten. Von ihrem Fünf-Sterne-Hotel aus sahen sie ein blühendes, friedliches Land.

Zwei Männer stachen aus der Gruppe heraus. Sie sagten, sie würden eine auf Telekommunikation spezialisierte Internet-Firma betreiben. Das klang ein wenig vage, aber wir hakten nicht weiter nach. Sie waren groß, gutausehend und topfit; sie verbrachten reichlich Zeit im hoteleigenen Fitnessraum, und einer der beiden erzählte mir, er habe früher seine Brötchen als Handmodel verdient. Sie hatten Michael und mich angesprochen und setzten sich manchmal beim Abendessen zu uns an den Tisch. Das ehemalige Handmodel war besonders charmant und gentlemanlike, hielt mir Türen auf und zog meinen Stuhl zurück, wenn wir uns an den Tisch setzten.

Alles schien ganz normal, trotzdem war ich mir sicher, dass wir beobachtet wurden. Ich war bereits in Algerien gewesen und wusste, dass dort, wie überall in der Region, die Geheimdienste ein lebhaftes Interesse an ausländischen Besuchern, insbesondere Journalisten, hatten. Während meiner Recherchen über

Laid Saidi, den Algerier, der mit Khaled al-Masri in einem Kerker in Afghanistan festgehalten wurde, hatte ich mit algerischen Menschenrechtsaktivisten und Anwälten gesprochen, die mir dringlich geraten hatten, niemals irgendetwas in meinem Hotelzimmer zu lassen. Die Agenten würden sich selbst in der Nacht Zutritt verschaffen, wenn man gerade schlief.

Seitdem hatte ich mich darauf eingestellt, meine wichtigen Sachen stets bei mir zu behalten. Und so verstaute ich Computer, Handy, Reisepass, Notizbuch und USB-Stick unter meinem Kopfkissen, bevor ich schlafen ging.

Michael und ich hatten versucht, nebeneinander liegende Zimmer zu bekommen, doch diesmal befand sich seins am anderen Ende des Flurs. An unserem zweiten Abend verabschiedeten wir uns gegen 23:00 Uhr voneinander, und kurz darauf schlief ich tief und fest. Irgendwann drang ein Klicken an mein Ohr. Jemand hatte meine Tür geöffnet; der matte Schein einer kleinen Taschenlampe fiel ins Zimmer. Ein paar Sekunden später fiel die Tür leise wieder ins Schloss. Todmüde und immer noch erschöpft vom Jetlag, schlief ich kurz darauf wieder ein. Als ich am nächsten Morgen erwachte, dachte ich erst, ich hätte nur geträumt. Dann aber sah ich, dass mein Ersatz-Notizbuch, das ich auf den Tisch gelegt hatte, verschwunden war. Glücklicherweise hatte ich es bislang nicht benutzt. Am nächsten Abend verrammelte ich die Tür mit zwei Stühlen.

Wir verbrachten ein paar Tage in Algier, sprachen mit verschiedenen Leuten über die Sicherheitslage und schlossen uns der amerikanischen Handelsdelegation bei ihren Treffen mit Geschäftsleuten und Regierungsvertretern an. Bei einem dieser Meetings beharrte ein Minister darauf, das Land sei reif, touristisch erschlossen zu werden. «Machen Sie einen Ausflug nach Jijel, fahren Sie nach Boumerdès», sagte er. «Es ist wunderschön dort, und niemand muss sich um seine Sicherheit sorgen.»

«Den Minister nehmen wir beim Wort», sagte ich hinterher zu Michael. «Lass uns eine kleine Spitztour machen.»

Wir reisten mit unserem Fahrer und einem Koordinator von einer großen internationalen NGO, der uns bat, seinen Arbeitgeber nicht zu nennen. Der Koordinator, ein Algerier, hatte sich bereit erklärt, uns in die Gegend um Naciria zu begleiten, einer Hochburg der AQIM. Die Bevölkerung profitierte kaum von Algeriens Reichtum, und die Bewohner von Naciria fühlten sich alleingelassen von ihrer Regierung, die sie als korrupt und despotisch ansahen.

Der Morgen begann vielversprechend, als es uns gelang, die Agenten der Geheimpolizei abzuschütteln, die uns seit unserer Ankunft in Algier beschattet hatten. Sie waren nicht sonderlich schwer auszumachen. Ich wies unseren Fahrer an, dreimal hintereinander um einen Kreisverkehr zu fahren; falls ein Auto dasselbe tat, konnten wir sicher sein, dass sie uns folgten.

Auf dem Weg zum Gelände der NGO ließ ich unseren Fahrer auf eine Tankstelle abbiegen. Der Wagen hinter uns fuhr vorbei, machte aber nach etwa achtzig Metern eine Kehrtwende. Offensichtlich glaubte der Fahrer, wir würden tanken, doch stattdessen fuhren wir sofort wieder los und hängten den anderen Wagen erst einmal ab. Schließlich gelangten die Polizisten doch noch zum Komplex der Hilfsorganisation und warteten draußen auf uns, doch wir verließen das Gelände durch ein Tor auf der Rückseite.

Naciria lag etwa eine Stunde von der Hauptstadt entfernt. Ich hatte mich mit meinem Kontakt in Verbindung gesetzt, einem für die Medienoperationen der Organisation zuständigen AQIM-Kommandeur, um ihm Bescheid zu geben, dass wir in der Gegend waren, doch wir machten noch keinen Treff aus – ein solcher würde kurzfristig stattfinden, um nicht die Behörden zu alarmieren, die uns womöglich beobachteten.

Mein Kontakt und ich hatten eine Kommunikationsmethode ausgetüftelt, die zu jener Zeit neu und absolut sicher war. Telefon und Handy benutzten wir nicht. Zunächst hatten wir ganz normal via E-Mail kommuniziert. Da wir uns aber nicht sicher sein konnten, ob wir ausspioniert wurden, richteten wir ein gemeinsames E-Mail-Konto bei einem deutschen Provider ein. Wir hatten beide die Zugangsdaten und das Passwort – was bedeutete, dass wir uns keine E-Mails schicken mussten. Stattdessen schrieben wir uns E-Mails, die wir im Entwürfe-Ordner ablegten und jederzeit lesen konnten; der ehemalige CIA-Direktor David Petraeus und seine Geliebte sollten es Jahre später genauso machen.

Als Algerier fühlte sich unser Freund von der NGO den Menschen persönlich verbunden, denen er im Rahmen seiner Arbeit zu helfen versuchte, und er war entsetzt über die ökonomische Ungleichheit, die in dieser Region herrschte. Er erzählte uns, dass viele junge Algerier insbesondere deshalb einen Groll gegen die Regierung hegten, weil sie lieber chinesische Billiglöhner anheuerte als einheimische Arbeitskräfte zu beschäftigen.

Auf dem Weg nach Naciria hielten wir ein paar Mal, sprachen mit seinen Kollegen, die Kinderkleidung und Lebensmittel an arme Leute verteilten. Eine der Bedürftigen war eine Frau mit einem geistig behinderten, etwa vier oder fünf Jahre alten Sohn. Ihr Mann war gestorben. Sie sagte, es gäbe keine Einrichtungen für ihr Kind, und Unterstützung von der Regierung bekäme sie auch nicht; ohne die Hilfe der NGO wäre sie nicht in der Lage, ihre Kinder zu ernähren. Unser Koordinator erklärte uns, dass nicht zuletzt solche Missstände dazu führten, dass sich junge Männer aus armen Familien der AQIM anschlossen. Die Menschen hatten nichts und fühlten sich vom Staat komplett allein gelassen.

Unser Fahrer war ein bisschen nervös. Er fuhr normalerweise

keine Journalisten, hatte aber kürzlich seinen Job verloren, weshalb er bei uns eingesprungen war. Ich bat ihn, seine Ausweis-papiere sowie Führer- und Fahrzeugschein im Fach unter dem Radio griffbereit zu halten, falls wir von der Polizei angehalten wurden. Alles Weitere sollte er mir überlassen.

Aus Sicherheitsgründen, aber auch, um unseren Führer nicht in Schwierigkeiten zu bringen, waren wir mit zwei Wagen unterwegs; so konnten die NGO-Mitarbeiter zurückfahren, wenn sie uns alles gezeigt hatten und wir weitere Interviews führten. Michael und ich saßen auf dem Rücksitz des ersten Wagens, eines weißen Renault, der Fahrer und unser NGO-Koordinator vorn. In dem VW-Bus hinter uns saßen die zwei Algerierinnen und die beiden Algerier, die bei unseren Stopps Kleidung und Lebensmittel an die Bedürftigen verteilten; sie waren bereits seit vielen Jahren für die Organisation tätig.

Als wir uns gegen Mittag Boumerdès näherten, erspähten wir schon von Weitem eine Polizeisperre. Ein Beamter hielt uns an und wollte die Papiere unseres Fahrers sehen.

Unser Fahrer öffnete seine Tür und griff hinter sich.

«Halt! Keine Bewegung!» Der Polizist richtete sein AK-47 auf ihn, den Finger am Abzug.

«Nicht schießen!» Ich sah unseren Fahrer an. «Was machst du da, du Idiot?»

«Die Papiere sind in meiner Gesäßtasche», erwiderte er.

«Er will Ihnen bloß seine Dokumente zeigen», rief ich dem Polizisten zu. Im selben Augenblick drang Michaels beschwörende Stimme an meine Ohren; als ich mich zu ihm wandte, sah ich, dass ein zweiter Polizist sein AK-47 auf seinen Kopf gerichtet hatte. Zu meiner Rechten tauchte ein weiterer Beamter auf, ich sah direkt in den Lauf seines Sturmgewehrs. Wie Michael reckte ich die Hände in die Luft, während ich unseren Fahrer anschrie: «Du Schwachkopf! Habe ich dir nicht gesagt, du sollst die Pa-

piere in die Ablage legen? Willst du uns alle umbringen, verdammt noch mal?»

Mir war klar, dass wir uns in Lebensgefahr befanden. Die Polizisten waren nervös, und es fehlte nicht viel, dass einer von ihnen die Nerven verlor. Ich brüllte unseren Fahrer an, weil ich Angst hatte, aber auch, weil ich davon ausging, dass die Polizisten einen Mann, der sich von einer Frau zur Schnecke machen ließ, ganz bestimmt nicht für einen Dschihadisten halten würden. Ich wandte mich wieder zu den Beamten: «Ganz ruhig, ganz ruhig! Wir sind Freunde, keine Terroristen!» Sie sahen ziemlich verblüfft aus der Wäsche, und mir schoss durch den Kopf, *Na klar, wer würde es schon wagen, so mit bis an die Zähne bewaffneten Polizisten zu reden?* «Der Idiot von Fahrer hat seine Papiere in der hinteren Hosentasche – er wollte Ihnen nur seinen Führerschein zeigen!»

Schließlich erlaubten sie ihm, aus dem Wagen zu steigen, und durchsuchten ihn; die Waffen blieben weiter auf uns gerichtet. Dann forderten sie ihn auf, den Kofferraum zu öffnen. «Diese Leute da, sind das Ausländer?», fragte ihn einer der Polizisten.

«Ja, das sind Ausländer», erwiderte er.

«Das war's», flüsterte ich Michael zu. «Wir sind erledigt.»

«Ich muss Sie bitten, uns aufs Revier zu begleiten», sagte einer der Beamten und bat Michael, ihm Platz zu machen, damit er sich zu uns auf den Rücksitz gesellen konnte.

Der eine Streifenwagen fuhr voran, der andere setzte sich hinter den VW-Bus. Ich machte mir mehr Sorgen um unseren Fahrer und die algerischen NGO-Mitarbeiter als um uns selbst.

«Sprechen Sie Englisch?», fragte ich den Polizisten, der neben uns saß.

«Nein», antwortete er auf Arabisch.

Ich wandte mich zu Michael, erklärte ihm auf Englisch, dass sie uns aufs Revier brachten. Wir sprachen auf Englisch weiter

und kamen überein, der Polizei erst einmal so viele Fragen wie möglich zu stellen, ohne gleich durchblicken zu lassen, dass wir Journalisten waren. Außerdem würden wir alles daran setzen, die Einheimischen aus allen Schwierigkeiten herauszuhalten.

«Also, was machen Sie hier?», fragte uns der Polizeichef auf dem Revier.

Ich antwortete, die Mitarbeiter der Hilfsorganisation würden uns die Gegend zeigen und uns einen Einblick in ihre Arbeit geben.

«Hier? In dieser Region? Sind Sie verrückt geworden?»

«Frag ihn, warum», sagte Michael, nachdem ich für ihn übersetzt hatte.

«Wieso?», fragte ich. «Was stimmt nicht mit dieser Region?»

«Lady, das hier ist Al-Qaida-Territorium. Hier in der Gegend kommt es ständig zu Anschlägen – hat Sie niemand darüber informiert?»

«Tatsächlich? Und wer verübt diese Anschläge?»

«Al-Qaida im Maghreb», sagte der Polizeichef. «Droukdel und seine Leute.»

Ich stellte mich naiv. «Wie? Hier gibt es einen Ableger von Al-Qaida?»

«Sehen Sie die Fotos da drüben?» Er wandte sich um und deutete auf drei Bilder an der Wand. «Drei meiner Männer, die Al-Qaida auf dem Gewissen hat. Aber Moment mal, hier stelle ich die Fragen. Wer sind Sie überhaupt?»

Zuerst wollte er die Papiere der Algerier sehen. Als er Michaels Ausweis in Augenschein nahm, fragte er mich: «Er ist Amerikaner? Sie etwa auch?» Ich sagte ihm, wie ich hieß und dass ich deutsche Staatsbürgerin sei.

«Mukhnet?», fragte er.

«Nein, Mekhennet.»

«Mukhnet also. Woher kommt der Name?»

Ich verzichtete darauf, ihn nochmals zu korrigieren. Als ich ihn darüber aufklärte, dass ich gebürtige Marokkanerin sei, wandte er sich zu den algerischen NGO-Mitarbeitern.

«Seid ihr nicht ganz klar im Kopf, eine Marokkanerin und einen Amerikaner in diese Gegend zu bringen?»

Ich unterbrach, um seinen Unmut wieder auf mich zu lenken. «Sir, sie haben uns nicht hierher gebracht. Wir haben sie gebeten, uns mitzunehmen, um mehr über ihre Arbeit zu erfahren.» Das war nicht gelogen, doch verschwieg ich wohlweislich, dass wir über das Terrorproblem in der Region Bescheid wussten.

«Sightseeing? Und was, wenn jemandem von Ihnen etwas zustoßt? Sie haben doch keine Ahnung von diesen Leuten, Lady. Die werden Sie entführen, sie zwingen, einen von ihnen zu heiraten, und Lösegeld für den Amerikaner verlangen. Und sein Präsident und Ihr König werden dann meinen Kopf fordern.»

Wir begannen alle zu lachen.

«Da gibt's nichts zu lachen», sagte er wütend. «Sind Sie scharf auf Kichererbsen, oder was?»

Einer der Algerier verstummte abrupt und senkte den Blick. Ich übersetzte für Michael: «Wow, er fragt, ob wir Lust auf Kichererbsen haben.»

Ich sah den Polizeichef an. Kichererbsen hatte ich in meiner Kindheit in Marokko oft gegessen. Meine Großmutter bereitete sie mit Kreuzkümmel und einer Prise Salz zu.

«Ich liebe Kichererbsen», sagte ich. «Machen Sie sie mit Kreuzkümmel?»

Diesmal war er derjenige, der laut lachte. Die anderen Polizisten stimmten mit ein.

Ich wandte mich zu unserem Fahrer und den anderen Algeriern und fragte, ob sie auch Lust auf Kichererbsen hätten, doch einer von ihnen flüsterte mir zu: «Mit ›Kichererbsen‹ sind Stockschläge gemeint.»

Als Nächstes fragte der Polizeichef, für wen wir arbeiteten.

«Wir sind Journalisten und arbeiten für die *New York Times*», sagte Michael. Ich wollte übersetzen, doch der Polizeichef unterbrach mich.

«Habe ich das richtig verstanden? Sie sind Reporter bei der *New York Times*?»

«Ja», sagte Michael.

Der Polizeichef erhob sich. «Ich fasse es nicht. Zwei Journalisten von einem amerikanischen Medienunternehmen – ein gefundenes Fressen für die Terroristen.»

Er wies einen seiner Untergebenen an, sich mit dem Innenministerium in Algier in Verbindung zu setzen und durchzugeben, wo wir uns gerade befanden. Dann forderte er uns auf, in die Hauptstadt zurückzufahren. Die Polizei begleitete uns bis zum Stadtrand von Naciria. Von dort folgte uns ein dunkelblauer Toyota den ganzen Weg nach Algier.

Einige Tage zuvor hatten wir einen Antrag auf Verlängerung unserer Visa eingereicht. Sehr unwahrscheinlich, dass unsere kurzfristige Festsetzung sich positiv auswirken würde. «Ich schätze, die weisen uns aus», sagte ich zu Michael.

Bei unserer Rückkehr aber stellten wir verblüfft fest, dass unsere Visa verlängert worden waren. Das passte vorn und hinten nicht zusammen.

Wir hofften nach wie vor, Droukdel persönlich interviewen zu können. An jenem Abend rief Michael in meinem Zimmer an, ich solle schnellstmöglich herunterkommen. «Bring Handy und Laptop mit. Es kann ein bisschen dauern.»

Wir trafen uns auf der Hotelterrasse. Michael erzählte mir, dass er gerade einen Anruf von unserer Redaktion in New York erhalten hatte. Ein FBI-Agent war in der Redaktion vorbeigekommen und hatte gewarnt, es gäbe eine Morddrohung gegen Michael. Details hatte er nicht genannt, aber erwähnt, dass die

Morddrohung mit Michaels Arbeit zusammenhing und von jemandem mit Verbindungen zu den Dschihadisten stammte.

«Und was ist mit mir?», fragte ich. «An den Storys arbeiten wir doch immer zusammen. Wieso bin ich davon nicht betroffen?»

Michael rief den FBI-Agenten an, doch der bestätigte, dass es keine Morddrohung gegen mich gegeben hätte. Er riet Michael, Algerien auf dem schnellsten Wege zu verlassen; ich könne bleiben, wenn ich wolle.

«Wir müssen eine Entscheidung treffen», sagte Michael. «Ich könnte den nächsten Flug nehmen, und du bringst die Sache allein zu Ende. Wir können auch zusammen hierbleiben – oder zusammen zurückfliegen.»

«Das ergibt doch keinen Sinn», erwiderte ich. «Warum sollte dich jemand bedrohen, mich aber nicht? Unsere Namen stehen immer zusammen über den Artikeln.»

«Vielleicht ist einer der Typen, die dich heiraten wollen, eifersüchtig», meinte Michael halb im Scherz. Aber das glaubte ich nicht.

Wir beschlossen, dass ich bei ein paar Leuten nachhaken sollte, mit denen ich zuletzt Interviews geführt hatte; womöglich wussten sie ja etwas. Hatten wir irgendwelche Dschihadisten vor den Kopf gestoßen? Wohl kaum, da sie sonst auch hinter mir her gewesen wären.

Ich rief Abu Jihad in Zarqa an, sprach mit Zarqawis Unterstützern in Jordanien und den Kämpfern aus dem Lager im Libanon. «Habt ihr etwas gegen meinen Kollegen?», fragte ich. Alle sagten nein.

Dann kontaktierte ich meine AQIM-Quelle über unser E-Mail-Konto. «Wir haben heute erfahren, dass mein Kollege von jemandem mit dem Tod bedroht wird», schrieb ich. «Habt ihr etwas damit zu tun?»

«Wir haben nichts gegen deinen Kollegen», schrieb er zurück. «Aber ihr solltet das Land lieber schleunigst verlassen. Irgendwas stimmt nicht, aber es geht nicht auf unsere Kappe.»

Ich sagte Michael, dass ich nicht für seine Sicherheit garantieren könne, aber unter diesen Umständen selbst nicht bleiben wolle. «Die Sache stinkt», sagte ich. «Lass uns so schnell wie möglich abreisen.»

Wir riefen unsere Chefs in New York an, die uns sagten, dass in drei Stunden ein Alitalia-Flug nach Rom gehen würde.

Wir packten und kehrten Algerien den Rücken. Während des Flugs ließ ich Revue passieren, wen wir interviewt hatten – wer hatte einen Grund, Michaels Leben zu bedrohen? Tagelang fragte ich mich, warum wir am selben Tag von der Morddrohung erfahren hatten, als Michael und ich vorübergehend festgenommen worden waren. Irgendetwas war faul, aber wir konzentrierten uns darauf, unsere Story zu Ende zu bringen.

Ich war immer noch fest entschlossen, Droukdel und seine Gruppe zu interviewen, auch um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen zu äußern.

«Seid ihr in Sicherheit?», fragte mich unser AQIM-Kontakt am Tag darauf in einer als Entwurf gespeicherten Mail. «Seid ihr raus aus Algerien?»

«Ja, wir sind in Sicherheit», antwortete ich. «Wie wäre es, wenn wir euch die Fragen für den Kopf eurer Gruppe zukommen lassen und ihr uns die Antworten zurückschickt – inklusive Briefkopf und Audio-Aufnahme von seiner Stimme?»

«Ich versuche es gern, versprechen kann ich allerdings nichts.»

Michael und ich erarbeiten eine Liste von Fragen, die ich anschließend meinem Kontakt schickte. «Wichtig ist, dass wir die Antworten als Audio-Datei bekommen», schrieb ich dazu. Au-

ßerdem baten wir um ein Video-Statement von Droukdel mit Datumsangabe – nicht zur Veröffentlichung, nur als überprüfbarer Nachweis – sowie, wenn möglich, das komplette Interview schriftlich.

Zehn Tage später erhielt ich einen Link zu einem Dropbox-Account, über den ich alles herunterladen konnte – die Antworten auf unsere Fragen als Text- und Audio-Datei sowie den erbetenen Videoclip. Zudem schickte uns die Organisation eine schriftliche Nachricht mit AQIM-Briefkopf, in der sie bestätigte, dass sie eine Liste mit Fragen erhalten hatte – von der «ehrenwerten Journalistin Souad Mekhennet, die für die *New York Times* arbeitet».

Droukdel hatte all unsere Fragen beantwortet. Der ehemalige Mathematik-Student sprach mit erstaunlich leiser Stimme. Einige seiner Aussagen brachten wir in unserem Artikel unter; außerdem beschlossen wir, das Interview-Transkript ebenfalls zu veröffentlichen.

Auch nachdem unser Artikel erschienen war, wuchs die Al-Qaida im Maghreb weiter. Die Gruppe war auch in Mali aktiv; 2013 eröffneten die Franzosen dort eine Militäroffensive, um die radikalislamischen Rebellen an ihrem Vormarsch Richtung Süden zu hindern. In Europa und den USA gilt die Miliz heute als eine der gefährlichsten Terrororganisationen der Welt. An ihrer Spitze steht nach wie vor Droukdel.

Unsere Mission war erfolgreich gewesen, doch unsere Erfahrungen in Algerien und die Morddrohung gegen Michael hingen wie ein Schatten über uns. Wenn die Morddrohung echt war, konnte sie das Ende unserer Recherchen über die Dschihadistenszene bedeuten.

Ich setzte mich mit ein paar meiner Geheimdienstkontakte in Verbindung; vielleicht wussten sie ja mehr. Etwa zwei Wochen, nachdem unsere Story erschienen war, erhielt ich einen Anruf

von einer meiner europäischen Quellen – es sei eilig, wir müssten uns dringend treffen. «Du hattest doch eine Frage wegen deines Kollegen», sagte er.

Ich sprach mit meinem Chefredakteur, Matt Purdy, und wir kamen überein, dass ich mit dem Agenten reden sollte. Zwei Tage später trafen wir uns in dem kleinen Restaurant, in dem mein Kontakt arbeitete. Er beugte sich über den Tisch und flüsterte: «Nur für den Fall, dass du vorhast, noch mal nach Nordafrika zu fliegen – du solltest wissen, dass sie von Anfang an ein Killerkommando auf dich angesetzt hatten.»

«Was? Wer?»

«Die CIA, NSA – such's dir aus. Sie waren dir die ganze Zeit auf den Fersen.»

Im ersten Moment hielt ich es für einen Witz, doch er sah mich ernst an. «Ein Killerkommando? Warum?», gab ich zurück. «Und was ist mit der Morddrohung gegen meinen Kollegen?» Ich rief mir die Meetings mit den amerikanischen Geschäftsleuten in der amerikanischen Botschaft in Algier ins Gedächtnis. Wer von ihnen hatte für den Geheimdienst gearbeitet? Schlagartig kam mir der gutaussehende Amerikaner mit seiner kleinen Internet-Firma in den Sinn, der sich so häufig beim Abendessen zu uns gesellt hatte. Aber eins verstand ich immer noch nicht: Was hatte es mit dieser ominösen Morddrohung gegen Michael auf sich?

«Sie wollten deinen Kollegen aus der Gefahrenzone bringen, weil er Amerikaner ist. Sie dachten, du würdest den Job zu Ende bringen, und wollten dich dementsprechend im Auge behalten.»

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Hatten die amerikanischen Geheimdienste darauf gesetzt, dass ich sie zu Droukdel führen würde? Wenn sie ihn töten wollten, hätten sie dann auch mich liquidiert? Wie weit wären sie gegangen, um an den Anführer der Al-Qaida im Maghreb heranzukommen?

«War mein Leben in Gefahr?», fragte ich.

Mein Kontakt nickte, relativierte dann aber. «Ich weiß nicht, ob sie tatsächlich bis zum Äußersten gegangen wären», erwiderte er. «Aber sie haben dich die ganze Zeit über beschattet.»

Ich wusste, dass die meisten europäischen und amerikanischen Geheimdienste eng zusammenarbeiten. «Du warst also auch dort», sagte ich.

Er schwieg.

Mein eigenes Land war höchstwahrscheinlich ebenfalls in die Sache verwickelt. Würde die deutsche Regierung für einen Sieg über den Terrorismus so mir nichts, dir nichts eine ihrer Bürgerinnen opfern? Ich kannte die Antwort nicht, aber ich spürte, wie ein tiefes Gefühl der Unruhe Besitz von mir ergriff. Wieder zu Hause, googelte ich den Namen der Internet-Firma, die angeblich den beiden gutaussehenden Amerikanern gehörte. Ich fand nur einen einzigen, nichtssagenden Eintrag. Ich löschte das E-Mail-Konto, das ich mit meinem AQIM-Kontakt in Algerien eröffnet hatte. Mittlerweile glaube ich, dass mich unsere E-Mail-Kommunikation auf den Radar der Geheimdienste gebracht hatte.

Ich spielte noch einmal alles durch. Hatten sie Michael tatsächlich aus dem Land holen wollen, weil er Amerikaner war? Und war mein Leben entbehrlich, weil ich aus einem anderen Land kam? Betrachtete Deutschland mich als Bürgerin zweiter Klasse, weil ich Muslimin war und meine Eltern als Einwanderer in die Bundesrepublik gekommen waren?

Meine Dschihadisten-Kontakte argumentierten häufig, dass in den Augen des Westens das Leben eines Muslims weniger wert war als das eines Westlers. Einen Augenblick lang fragte ich mich, ob sie womöglich recht hatten, ob das, was ich nun herausbekommen hatte, Beweis für ihre These war. Ich konnte kein «Verständnis» für ihre Sicht der Dinge aufbringen – das wäre

übertrieben –, doch zumindest intuitiv ihren Blickwinkel und ihre Wut nachvollziehen. Ich fühlte mich hilflos, war schockiert und empört. All das stank nach Heuchelei – dem, was die Dschihadisten den westlichen Gesellschaften stets vorwarfen. Sie hatten geglaubt, ich würde sie zu Droukdel führen, hatten mich als Köder benutzen wollen, um ihn gefangen zu nehmen oder zu töten. Ich wäre mitten ins Kreuzfeuer geraten.

Der Trip nach Algerien war die letzte Reise im Auftrag der *New York Times*, die Michael und ich zusammen unternahmen. Wegen der Morddrohung wechselte er die Redaktion. Er begann, sich mit Ernährungssicherheit zu beschäftigen, und wurde für seine Arbeit 2010 mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet. «Tja, x-mal haben wir unser Leben riskiert, den Leuten zu erklären versucht, was auf der Welt vor sich geht, und keinen einzigen Preis gewonnen», sagte Michael, als ich ihn anrief, um ihm zu gratulieren. «Und dann kriege ich den Pulitzer-Preis für eine Story über Fleisch und Erdnüsse.»

Ich erklärte meinen Chefs bei der *New York Times*, dass ich mich im Nachhinein von den westlichen Geheimdiensten stärker bedroht gefühlt hatte als von den Dschihadisten. Ein paar Monate später lernte ich während einer Konferenz in einem arabischen Land einen amerikanischen Geheimdienstoffizier kennen. Und wurde das Gefühl nicht los, dass er mehr über mich wusste als ich über ihn. Nachdem wir uns ein paar Mal unterhalten hatten, fragte ich ihn, ob er etwas über die Dinge wisse, die in Algerien hinter den Kulissen gelaufen waren.

«Damals stand eine ganze Reihe von Fragen über Sie im Raum», sagte er. «Sie hatten Zugang zu Leuten, die auf internationalen Fahndungslisten standen, und es war nicht klar, ob Sie womöglich mit ihnen sympathisierten. Nicht, dass wir an Ihrem journalistischen Ethos gezweifelt hätten, aber Ihr Ehrgeiz, mit diesen Leuten in Kontakt zu treten, hat doch gewissen Argwohn

Leseprobe

erregt.» Er bestätigte, dass mein familiärer Hintergrund und meine Religionszugehörigkeit ein Übriges getan hätten.

Allmählich befielen mich tiefe Zweifel, ob meine journalistische Herangehensweise – nüchtern und objektiv zu bleiben, mit allen Seiten zu reden, meine Gesprächspartner aus der Reserve zu locken, wann immer es ging – überhaupt mit meiner Herkunft zu vereinbaren war. Konnte ein neutraler Journalismus über den Dschihad, wie ich ihn praktizierte, im Westen womöglich nur ausgeübt werden von Menschen, deren Eltern hier geboren und aufgewachsen waren? Stand ich als Muslimin nicht von vornherein unter Verdacht? Wie lange würde ich meiner Arbeit unter diesen Umständen überhaupt noch nachgehen können?

Es waren dunkle Gedanken, die mich zweifeln ließen – an der angeblichen Unvoreingenommenheit des Westens gegenüber Fremden und all den vollmundigen Worten, mit denen Rede- und Gedankenfreiheit beschworen wurde.